ARMEE Rundschau

Magazin des Soldaten

HEFT 10 • OKTOBER 1965 • PREIS MDN 1,–

Omas Gedicht

Unser Zirkel — der Zirkel schreibender Grenzsoldaten — hatte mich kritisiert, weil ich mit meinen Soldaten noch kein Klubgespräch über unsere Arbeit — und vor allem auch meine eigene — geführt hätte. Diese Kritik konnte ich nun beruhigt zu den Akten legen. Das Gespräch hatte stattgefunden, mit mäßiger Beteiligung, doch vielen interessanten Fragen. Auch eine Erzählung von mir, die der Deutsche Militärverlag herausbrachte, bestand vor den Augen meiner Genossen. An jenem Abend konnte ich jedoch noch nicht ahnen, welche Wirkung unsere Diskussion auf die Oma des Stabsgefreiten Knobloch haben würde.



Vignette: Parschau

Um es kurz zu machen. Genosse Knobloch berichtete im nächsten Wochenendurlaub der Oma, sein Hauptmann wäre ein Schriftsteller und überreichte ihr das kleine Heftchen aus der Erzählerreihe (das ich ihm geschenkt hatte), sozusagen als Beweismittel. Oma Knobloch reagierte verblüffend. Nach einigem Zögern begann sie in ihrer Schublade zu kramen, um dann dem erstaunten Enkelsohn ein Blatt kariertes Papier, mit einem Gedicht darauf, in die Hand zu drücken.

Das wäre von ihr, meinte sie, und er solle es doch mal seinem Hauptmann zeigen, wenn der etwas von solchen Sachen verstünde...

So kam das Gedicht der über siebzigjährigen Oma Knobloch für ein paar Stunden in meinen Besitz. In den drei Strophen war von der Schlechtigkeit der Menschen, die kein Herz für die anderen haben, die Rede. Mich überraschte das nicht, hatten wir doch erst einige Wochen zuvor Genossen Scheumanns PRISMA-Detektive auf die Fährte der Bürokraten beim Rat des Kreises Sebnitz gehetzt, die ihre Herzlosigkeit gegenüber Oma und Opa Knobloch seit Monaten unter Beweis stellten. Tatenlos sahen sie zu, wie das alte Ehepaar bei jedem Wetter von einem zweihundert Meter entfernten Brunnen Wasser holen mußte. Und das nur, weil einem egoistischen Tischlermeister keiner die Meinung zu sagen wagte.

So konnte ich Oma Knobloch, ob ihrer pessimistischen Verse, beim besten Willen nicht böse sein. Umso nachdrücklicher setzten wir uns für ein paar Meter Leitungsrohr und die „Erweckung" gleichgültiger Funktionäre ein. Dem Enkelsohn jedoch setzte ich die Mängel der großmütterlichen Lyrik auseinander — aber für Oma gab ich ihm eine freundliche Kritik mit...

Inzwischen läuft längst Wasser aus dem Leitungshahn in einem bescheidenen Polenzer Häuschen, unweit von Sebnitz.

Hauptmann Erhard Dix

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

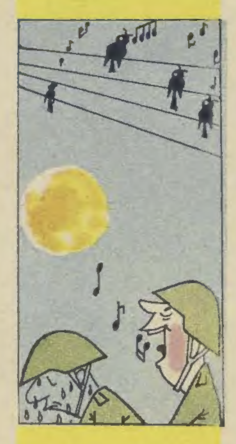


POSTSACK

Wo man singt . . .

Warum singen unsere Soldaten so wenig? Vor fünfzehn Jahren diente ich auch bei den bewaffneten Kräften. Wir sangen oft und gern. Wenn wir müde und angeschlagen von einem Marsch zurückkamen und das Orchester sich am Stadtrand vor die Kolonne setzte, hoben sich sofort die Köpfe. Die Leute auf der Straße blieben stehen oder liefen mit. Wie oft sieht man dagegen heute unsere Soldaten lahm und lasch marschieren. Mit einem frischen Lied auf den Lippen geht's doch viel besser.

Dieter Schmidt, Cottbus



Lebensverbundene Paragraphen

Nach vier Jahren Dienstzeit in der Volksmarine habe ich mich zum Studium an einer Fachschule beworben. Da man mir keine andere Gelegenheit gab, zur Eignungsprüfung zu fahren, mußte ich speziell dafür einige Tage Erholungsurlaub nehmen. Stellt sich die Armee damit nicht ein Armutszeugnis aus?

Obermaat Georgi, Gelbensande

Die Armee weniger, eher schon Ihre Vorgesetzten. Denn nach § 16 der Förderungsverordnung ist „den Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten vor ihrer Entlassung die Möglichkeit zu geben, mit dem vorgesehenen Betrieb oder der Institution einen Arbeitsvertrag abzuschließen." Das gilt auch für Aufnahmeprüfungen zum Studium. Ergänzend dazu legt die Ziffer 26 (2) der Urlaubsordnung fest, daß auch bei außergewöhnlichen Anlässen Sonderurlaub gewährt werden kann. Sicherlich kann man in diesem Fall von einem außergewöhnlichen Anlaß sprechen.

Treffpunkt Berlin

Hallo, ich rufe alle ehemaligen Unteroffiziersschüler des Eggesiner Aufklärer-Lehrzuges von 1958/59: Was haltet Ihr von einem gemeinsamen Treffen zum 10. Jahrestag der Nationalen Volksarmee in Berlin? Alle noch aktiven Genossen wie Stabsfeldwebel Kröber, Oberfeldwebel Lübke, Oberfeldwebel Crome und viele andere würden sich bestimmt genauso freuen wie Euer alter Zugführer

Hauptmann Neis, Strausberg

Der zerstreute Matrose

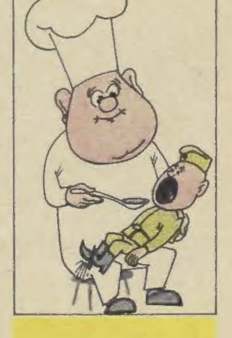
Ein Angehöriger der Volksmarine wollte mit mir in Briefwechsel treten. Doch leider hat er vergessen, seine Adresse anzugeben. Er heißt Werner Rekittke und ist aus Warnemünde. Liebe AR, sei mir bitte behilflich, ihn zu finden.

Regina Pintaske bei Trumpf,
Bitterfeld, August-Bebel-Str. 9

Oberst Richter macht sich's zu leicht

Ich bin nicht damit einverstanden, wie Oberst Richter die Frage nach weiterer Qualifizierung der Reservisten (Heft 7) beantwortet hat. In der GST betreiben wir die Sportarten Schießen, Motor-, Flug-, See- und Nachrichtensport. Natürlich wird sich ein gedienter Genossse dort nicht fundamentale neue Kenntnisse aneignen können, aber er kann die bereits vorhandenen festigen und in der Übung bleiben. Zudem brauchen wir gute, pädagogisch erfahrene Ausbilder. Und ist es nicht eine schöne Aufgabe, seine eigenen Erfahrungen an junge Menschen weiter zu vermitteln?

Günter Grabsch, Schlettau



Sonntagmorgen ohne Sorgen

Am 17. August hatten wir in Zschopau mit unserem LKW einen Motorschaden. Die Nacht verbrachten wir im Wagen. Am Sonntag früh kam der Bäckermeister Schönherr (Langestr. 20) und lud uns zum Frühstück ein. Wir möchten uns auf diesem Wege noch einmal bei ihm und der anderen Familie bedanken.

Unteroffizier Lindner
und Gefreiter Kunze, Großenhain

Erste Hilfe bei Panne . . .

In unserem Kinderferienlager war alles zur Heimfahrt vorbereitet. Da geschah es: Beim Wenden blieb der große Reiseomnibus im Sand stecken. Alle Bemühungen, ihn frei zu bekommen, scheiterten. Selbst die zwei Zugmaschinen, die uns die

Schmerbacher LPG schickte, schafften es nicht. In unserer Not riefen wir die Einheit Neutsch der NVA an. Bald darauf rollte ein schwerer LKW mit Seilwinde heran. Nach einer Stunde hatten die drei Genossen den Bus wieder flott und die Kinder kamen noch pünktlich zuhause an. Wir danken den Genossen noch einmal und wünschen ihnen viele Erfolge bei ihrem Wehrdienst.

Kinderferienlager „Thomas Müntzer" des VEB Straßenbau Weimar

gez. Stange

. . . und Platzwunde

Auf diesem Wege möchte ich mich bei den beiden Grenzsoldaten bedanken, die meinen Jungen in Ilsenburg (Harz) verbanden, als er sich beim Herumkraxeln eine Platzwunde am Kopf zugezogen hatte.

Axel Zirzow, Rostock

Wo steht das geschrieben?

Eine Frage: Ab wann bekomme ich als Soldat auf Zeit den mir zustehenden Urlaub und Ausgang? Und sagen Sie mir bitte noch, wo das geschrieben steht.

Uffz.-Schüler Gerdtmann, Leipzig

Vom Zeitpunkt der Bestätigung an erhalten Sie Urlaub und Ausgang wie Soldaten auf Zeit. So nachzulesen in der DV 10/14 – Ziffer 8 (3), Anhang I und II.

(Urlaubs)-Bierhahn abgesperrt

Wir hier in Gebersreuth haben dich alle sehr gern, liebe AR. Nur der Beitrag „Seltsame Bräuche" (Postsack Heft 7) ist uns etwas aufgestoßen. Ganz einfach, weil die darin befindlichen Angaben nicht stimmen – besser gesagt, seit Oktober 1964 nicht mehr stimmen.

Rudi Espig, z. Z. Bad Elster

Uberflüssig?

Nichts gegen die „Armee-Rundschau", aber in der netten Juli-Bildgeschichte (Seite 48) war sie in einem Fall vollkommen überflüssig. Gefreiter Senfert, Dessau

Ich glaube, die kleinen blassen Hügel haben es der „Armee-Rundschau" sehr übel genommen, daß sie sich ihretwegen nicht ausgiebig sonnen konnten. H. Engler, Halle





Bisher dachte ich immer, in der DDR sei das Papier knapp und sparen tue deshalb not. Warum ist man deswegen gerade in der AR-Bildgeschichte so „verschwenderisch" damit umgegangen?

Unteroffizier Röder, Eggesin

(Keine) geheimnisvollen Zahlen

Was hat es mit der Typenbezeichnung der Flugzeugträger auf sich, z. B. CVA-59 („Forrestal") oder PA-54 („Clemenceau")?

Jürgen Kühn, Senftenberg

Das sind Bezeichnungen für den Bautyp, nicht aber für die Klassifizierung. Diese lautet im Englischen so: RB (big carrier) Großer Flugzeugträger; RL (light carrier) Leichter Flugzeugträger; RE (escot carrier) Geleitträger.

Bunte Sammlerwelt

Ich bin eifriger Sammler von Briefmarken und Streichholzschachteletiketten und suche interessierte Tauschpartner.

Uffz. d. R. Holzapfel, Sangerhausen

Museales

Gern würde ich einmal nach Potsdam fahren, um mir das Armeemuseum anzusehen. Ich habe schon viel davon gehört, weiß jedoch nicht, wann es geöffnet ist.

Gerd Gbur, Stendal

Täglich außer montags von 9 bis 17 Uhr.

Reservisten voran

Im Mai 1965 wurde auch im VEB Elektroinstallation Wittenberg ein Reservistenkollektiv gebildet. Wir wollen die GST- und Kampfgruppenarbeit unterstützen und zu unserer persönlichen Weiterbildung an militärtechnischen Vorträgen teilnehmen. Aber auch in der Produktion gehen die Reservisten voran. Sieben qualifizierten sich zu Meistern, Ökonomen bzw. Ingenieuren. Genosse Schatz reichte binnen eines Jahres elf Verbesserungsvorschläge ein, ich selbst neun mit einem Gesamtnutzen von 25 000 MDN.

Wolfgang Stolle, Wittenberg

Wie über Wasser halten?

Mein Sohn wird jetzt entlassen. Nun dauert es ja eine Weile, bis er wieder volles Geld verdient. Wie soll er sich in dieser Zeit mit seiner Familie über Wasser halten?

Fritz Fürll, Wolgast

Gesetzliche Bestimmungen sorgen dafür, daß er nicht „baden" gehen braucht. Er selbst bekommt über den Entlassungstag hinaus den Wehrsold für einen halben Monat. Ebenso ist es mit den Unterhaltsbeiträgen der Familie.



Fußball-Jubiläum

Vor zehn Jahren mit ziemlich gemischten Gefühlen empfangen, ist die ASG Vorwärts Cottbus heute eine echte Mannschaft der Cottbuser Bevölkerung. Dieses Vertrauen hat sie sich vor allem durch ihre guten Leistungen und ihren engen Kontakt zur Bevölkerung erworben. Deshalb gratuliere ich der Armee-Elf herzlich zum Jubiläum und wünsche ihr den Aufstieg in die Oberliga.

Hans-Peter Schäfer, Cottbus

Wenn der Zug Verspätung hat

Gesetzt den Fall, meine Reisezeit hat sich durch eine Zugverspätung verlängert. Wird mir das nachträglich angerechnet?

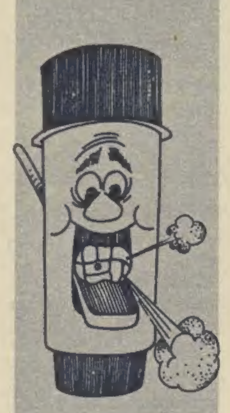
Soldat Garzke, Torgelow

Nein. Anders, wenn – z. B. durch Bauarbeiten – offizielle Fahrplanänderungen und zugleich damit Fahrzeitverlängerungen eintreten. In diesem Fall wird die Reisezeit bei Kurzurlaub nach dem geänderten Fahrplan errechnet.

Zu leicht befunden

„Wibbel" Wirth hat sich's im Preisausschreiben (Heft 9) ja ziemlich leicht gemacht. Es ist doch ein Kinderspiel, die zu ratenden Spieler rauszukriegen!

Unteroffizier Wolff, Berlin



Vignetten: Klaus Arndt

Bundeswehr o. m.!

„Räuber, Ranger, Killer" in Heft 8 habe ich aufmerksam gelesen. Ich kenne die Hammelburger Garnison aus eigenem Erleben. Bei Zusammenkünften mit Bundeswehrangehörigen hat mir vor allem die kastenmäßige Trennung zwischen Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten zu denken gegeben. Später sollte ich dann auch zur Musterung. Doch es stand für mich fest: In dieser Revanchearmee werde ich nicht Soldat! So bin ich in die DDR gekommen.

Fred Thieme, Naumburg

Höchstens drei Monate

Wie lange dauert der Reservistenwehrdienst oder eine Reserveübung?

Uwe König, Rostock

In beiden Fällen kann im Jahr eine Einberufung bis zu 3 Monaten erfolgen. Die genaue Dauer wird jährlich durch Befehl des Ministers für Nationale Verteidigung festgelegt.

Appell in Zossen

Motorengeräusch, Gesang, Marschtritte, Kommandorufe – in Zossen treten die Grenzsoldaten des Truppenteils Hirschfeld, die hier bei der Ernte geholfen haben, zum Appell an. Zehn Genossen werden als Aktivisten, drei mit Sachprämien und drei Einheiten mit einer Ehrenurkunde für hervorragende Arbeitsergebnisse ausgezeichnet. Allen Genossen noch einmal vielen Dank und recht herzliche Grüße. Edelgard Grieger, Glashütte

Flaggschiffe

Können Sie mir sagen, wie die Flaggschiffe der Kaiserlichen und der Nazi-Kriegsmarine, hießen?

Hans-Joachim Behncke, Brandenburg

Als Flaggschiffe fuhren: „Friedrich der Große", „Holstein", „Admiral Graf Spee" sowie „Deutschland" („Lützow").

Genieren sie sich?

Die meisten kenne ich aus der Schule. Und wenn ich sie treffe, erzählen sie begeistert von der Armee. Nur eins machen sie nicht: Im Urlaub die Uniform tragen. Manche sagen, sie genieren sich hier im Ort. Ich finde das nicht in Ordnung.

H. Junghanns, Langenleuba

Und was meinen Sie dazu?



Gefreiter Menge fragt: Weshalb verfügt unsere Volksarmee nicht auch über U-Boote?

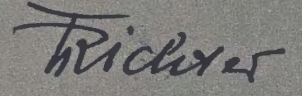
Oberst Richter antwortet

Verfügen wir wirklich über keine U-Boote und haben wir deshalb eine Lücke in unserer Bewaffnung? Das ist doch wohl die Frage. Und sie ist berechtigt; denn sie entspringt einer echten Sorge um die Sicherheit unserer Heimat. Deshalb möchte ich in meiner Antwort von der zwar bekannten, aber oft nicht voll verstandenen Tatsache ausgehen, wonach die NVA und damit auch die Volksmarine über alle Waffen und Waffensysteme verfügt, um die Aufgaben zu erfüllen, die ihr von der Warschauer Militärkoalition gestellt sind. Armeegeneral Hoffmann schrieb unlängst:
„Heute steht dem deutschen Imperialismus ein Bruderbund freier sozialistischer Völker, eine mächtige sozialistische Militärkoalition gegenüber, die kein Aggressor ungestraft herausfordert." Deshalb sind beispielsweise die sowjetischen strategischen Raketen auch unsere Raketen und die polnischen U-Boote auch unsere U-Boote. Wenn gewissenlose Abenteurer jenseits von Elbe und Werra bislang ihr Schäfchen nicht ins Trockne bringen konnten, dann scheiterte ihr Bemühen an der Einheit der Staaten des Warschauer Vertrages und der sozialistischen Bruderarmeen. Gemeinsame Interessen schweißen unsere Armeen zusammen. Besonders verbunden ist die NVA mit der Sowjetarmee, der Tschechoslowakischen Volksarmee und der Polnischen Armee. Als 1. strategische Staffel des Warschauer Vertrages wachen diese Armeen an den Westgrenzen des sozialistischen Lagers, daß die revanchistischen Heißsporne auf dem Teppich der Realitäten bleiben.
Ich war kürzlich in Gdynia bei den polnischen Seestreitkräften. Natürlich interessierten mich dort die U-Boote, genauer gesagt, vor allem die Matrosen, Maate und Offiziere. Bei diesem Besuch wurde unsere Verbundenheit wieder sehr deutlich. Besonders auch, was den Schutz unserer gemeinsamen Grenzen angeht. Nicht anders ist es bei unseren sowjetischen Waffengefährten.
Wir können mit Freude sagen: Auf unsere Waffengefährten, auf ihre Treue, ihren Mut, ihre militärischen Fähigkeiten und ihre Technik können wir uns verlassen wie sie auf uns und unser militärisches Potential.

Soldat Grimm fragt: Nachdem bei einem Alarm zwei Genossen ausfielen, weil sie zu viel Bier getrunken hatten, wurde die Gaststätte unserer Dienststelle geschlossen. Halten Sie das etwa für richtig?

Ja, so kann man's auch halten; denn mit der Gefährdung der Gefechtsbereitschaft ist doch wohl nicht zu spaßen. Also wird der Laden kurzerhand dicht gemacht.
Doch jetzt fängt der Spaß sozusagen erst richtig an. Denn die Gefechtsbereitschaft ist nicht nur eine Sache, die einen ausgenüchterten Kopf beim Soldaten erfordert, sondern anstelle von Alkoholdunst und anderen Nebeln einen hellwachen Verstand sowie Begeisterung zur Erfüllung der Aufgaben voraussetzt. Und hellauf begeistert ist sicher auch der ganze Truppenteil von dieser verordneten Kollektivabstinenz nicht, die sie gewissermaßen über Nacht zu einer Art Orden der alkoholfreien Einzelkämpfer macht.
Doch ich will eine durchaus ernste Sache nicht ins Lächerliche ziehen. Nicht nur uniformtragende Jugendliche verwechseln Durst mit Trinken, und Ihr Kommandeur, Genosse Grimm, ist auch nicht der erste, der den Eichstrich seiner Soldaten in eine Dienstvorschrift aufnehmen möchte. Übrigens ein Versuch, an dem schon die großen römischen Feldherren gescheitert sind. Wenn auch mal bei einem das Maß voll ist von den vollen Maßen – ich erinnere mich keiner Dienstvorschrift, in der von Kollektivstrafen die Rede ist. Außerdem ist mit administrativen Verboten noch kein Problem gelöst worden. Da sollten alle tatsächlich besser füreinander einstehen. Vom Diensthabenden angefangen über den Klubrat bis zu den Konditionsstärksten, in moralischer Beziehung, versteht sich. Man kann eben nicht warten, bis es einem zu den Ohren heraustropft, sondern sollte ihm rechtzeitig den Spiegel, und nicht nur den Alkoholspiegel vorhalten.
Was jedoch die Gaststättengewaltigen angeht, so ist sicher auch bei ihnen noch nicht Hopfen und Malz verloren.

Ihr Oberst





KONSTANTIN SIMONOW

Nacht über Belgrad

Vor dem Krieg hatte Dussja Sheljabowa als Beleuchterin in einem Filmstudio gearbeitet. Im Schein ihrer 500-Watt-Lampe war Ljubowa Orlowa, ein Kind an ihre Brust gepreßt, hinter einem Zug hergelaufen; als „Alexander Newski" hatte Tscherkassow sein Schwert erhoben und die russischen Heere gegen die Livländer geführt, und Stschukin ähnelte in seiner Leninmaske dem großen Führer der Revolution so, daß sie einst auf dem Korridor erschreckt zusammengefahren war, als sie ihm begegnete. Dann brach der Krieg aus. Das Filmstudio wurde evakuiert. Auch Dussja fuhr tagelang mit der sperrigen Habe der Beleuchterabteilung in einem geheizten Güterwagen immer tiefer ins Hinterland hinein nach Mittelasien. In einer großen zentralasiatischen Stadt hielt der Zug endlich; der Transport war am Ziel angelangt.

Das Filmstudio wurde zeitweilig in einer der engen Gassen dieser Stadt untergebracht, in kleinen Lehmhütten, die ganz und gar nicht für Filmaufnahmen vorgesehen waren.

Es war eine schwere Zeit. Von der Front kam eine beunruhigende Nachricht nach der anderen. Licht gab es nur für einige Stunden in der Nacht, und dann auch noch mit Unterbrechungen, weil der Strom für die hierher verlegten Rüstungsbetriebe benötigt wurde.

Sie drehten keine großen Filme mehr, nur Streifen mit Kriegsthematik, die jeweils aus einigen Kurzfilmen zusammengesetzt waren.

Es gab fast niemand mehr, der richtig wußte, wie man Kriegsaufnahmen macht, aber alle wollten ausgerechnet Kriegsfilme drehen, und so kamen in jedem Streifen viele Schießereien vor, Menschen rannten um ihr Leben und Helden fielen. Die meisten männlichen Beleuchterkollegen waren bereits an die Front gegangen. Dussja kam gegen Morgen ins Gemeinschaftsheim, eine Baracke, in der sie untergebracht waren, legte sich, ohne die Hosen und die Stiefel auszuziehen, gleich in der Steppjacke auf ihre Pritsche und grübelte mit geschlossenen Augen vor sich hin. Besonders in jenen Tagen, als schlechte Nachrichten von der Front kamen, meinte sie, alles, was sie und die anderen hier taten, sei völlig unsinnig und nur an der Front, dort, wo ihre Arbeitskollegen jetzt kämpften, geschähen wahre Taten.

Eines Tages, es war im Frühjahr 1942, ging sie ins Kriegskommissariat und meldete sich freiwillig an die Front. Sie ging ins Filmstudio, um sich von dem Regisseur zu verabschieden. Dieser einst beleibte Mann war jetzt auf die Hälfte seines Umfangs abgemagert. Er setzte ihrem Entschluß keinen Widerstand entgegen, sondern schaute sie nur traurig an und sagte: „Ich hatte mich auch an die Front gemeldet, aber mich lassen sie nicht gehen. Man sagt, es sei wichtiger, wenn ich das hier mache." Mit einer Kopfbewegung wies er in eine Ecke des Ateliers, in der die Kulisse eines Hauptportals stand, das eine fremdsprachige Aufschrift trug: Im Studio wurde um diese Zeit gerade ein Film über den Widerstandskampf in den von den Deutschen besetzten Ländern Westeuropas gedreht.

In ihrer heutigen Gemütsverfassung fand Dussja diese Aufnahmen besonders sinnlos.

„Was geht uns hier Westeuropa an?" dachte sie bekümmert. „Schließlich haben die Deutschen heute Charkow besetzt!"

Es war drei Jahre später. Stille, dunkle Nacht lag über der Stadt Belgrad. Am Morgen dieses Tages waren die letzten Deutschen, die sich auf den Dachböden der Häuser verschanzt hatten, vernichtet worden. Die Kämpfe hatten sich bereits über Save und Donau ausgedehnt, und nun lag über der nach siebentägiger heftiger Schlacht betäubten Stadt ungewöhnliche Stille. Die sowjetische Schützendivision, die den Südteil der Stadt eingenommen hatte, wurde von einem General befehligt, der die Musik über alles liebte. Einst, in seiner Kindheit, hatte er einige Jahre lang als Chorknabe in einem Kirchenchor gesungen. Vielleicht war die Liebe zu Frau Musica gerade zu jener Zeit in ihm erwacht. Jedenfalls galt für den General jeder Angehörige seiner Division, der eine gute Stimme besaß, als besonderer Mensch. Er kannte die Sänger namentlich und hatte eine Extraliste über sie angelegt und so gut es irgend einzurichten ging, hielt er seine Hand besonders über diese Talente.

Mit allen Mitteln und auf allen möglichen Schleichwegen organisierte der General in seiner Division ein kleines Ensemble, dessen Mitglieder als Sanitäter geführt wurden, die in ruhigen Zeiten in der Etappe der Division saßen und — wenn es schlimm kam — wohl oder übel die Verwundeten abtransportierten, wie sich das für sie gehörte.

Belgrad war genommen, und die Division

mußte am nächsten Morgen ohne Aufenthalt weiter vorrücken, über die Donau, nach Norden. Aber der General wollte diesen Tag auf besondere Weise begehen. Als ihm sein Ensemble einfiel, beschloß er, in der Nacht vor dem Abmarsch im größten erhalten gebliebenen Theater Belgrads, im Volkstheater, ein Konzert geben.

Die Kunde von dieser Schrulle des Generals ging rasch von Mund zu Mund, und so kamen in den späten Abendstunden im Zuschauerraum des Theaters weit mehr Gäste zusammen, als man erwartet hatte. Vor allem waren viele jugoslawische Offiziere und Partisanen erschienen.

Die Nacht war sehr dunkel und sehr still. Deshalb wohl fielen die am Theatereingang herrschende lebhafte Stimmung und das Gedränge besonders auf. Mit vollen aufgeblendeten Scheinwerfern fuhren Pkw's und Geländewagen nacheinander vor. Lautes Türenschlagen hallte, Offiziere begrüßten einander, und mit Maschinenpistolen bewaffnete Posten schritten, mit den Lichtkegeln ihrer Taschenlampen die Gehsteige abtastend, auf und ab.

Hinter dem geschlossenen Vorhang nahm Dussja Sheljabowa mit anderen Ensemblemitgliedern Aufstellung; sie probierten, wo die Hocker für die Harmonikaspieler stehen sollten und wie man den Flügel noch weiter zurückschieben könnte, um Platz zu schaffen für die Volkstänzer.

Alle hatten Lampenfieber; sie waren ja erschöpft und hatten während der Kämpfe nächtelang nicht schlafen können. Nun sollten sie in einer fremden Stadt auftreten. Außerdem war der beste Tänzer, Sergeant Larikow, beim gestrigen Gefecht verwundet worden. Olja Solomina, die im Ensemble lyrische Lieder gesungen hatte, war gefallen.

Dussja war vor etwa drei Monaten durch Zufall ins Ensemble gekommen. Eines Abends hatte sie in ihrem Bataillon, wo sie als Sanitäterin diente, Scherzlieder aus ihrer Heimat bei Samara vor sich hin gesungen. Der General war im Vorbeigehen auf sie aufmerksam geworden und hatte ihr befohlen, die letzten Strophen nochmals in seiner Gegenwart zu singen. Zwei Tage danach ließ er sie dann in sein Ensemble einschreiben.

Meist sang sie kecke, vierzeilige Verse zur Harmonika und andere Lieder von der Wolga. Aber heute, nachdem Olja Solomina gefallen war, sollte Dussja außer ihrem eigenen Repertoire noch Oljas Lieder singen.

Dussja war traurig, ihr tat Olja leid, und sie bangte auch für sich, sorgte sich um ihren Auftritt. Wie würde sie heute singen? In ihrer Ungeduld trat sie zum Vorhang, denn sie hörte aus dem wachsenden Lärm im Saal, wie sich das Theater füllte, und so lugte sie durch den Vorhangsschlitz. Viele bekannte Gesichter waren im Saal, aber Dussja sah noch mehr Unbekannte. Drei Viertel des Raumes war grün von den Feldblusen jugoslawischer Partisanen. Auf der allersten Reihe im Parkett saßen einige jugoslawische Geistliche in ihren schwarzen Kutten und mit schwarzen Baretten, mit großen Kreuzen auf der Brust. Die eigenen Leute, die Rotarmisten, saßen schweigend da. Ihre Gesichter waren von der Erschöpfung nach der siebentägigen Schlacht gezeichnet, aber sie warteten geduldig und schwiegen, um die erwartungsvolle Stille im Saal nicht zu brechen.

Endlich ging der Vorhang auf. Dussja sollte am Schluß des ersten Teils auftreten, ihre Scherzlieder singen und dann die Lieder, die sonst Olja Solomina vorgetragen hatte.

Dussja beobachtete, wie man im Saal den Darbietungen ihrer Kameraden folgte. Die Anwesenden geizten nicht mit Beifall, und als wolle man keinen benachteiligen, wurden alle Solisten der Reihe nach herzlich gefeiert, ehe sie die Bühne verlassen konnten.

Als sie hinaus trat, war Dussja ganz ruhig. Sie wußte, alles würde gelingen.

Und doch wurde Dussja immer trauriger und unruhiger zumute, je mehr sich der Moment näherte, da sie die Lieder Olja Solominas zu singen hatte. Nun war es soweit. Sie mußte ein Lied vortragen, das mit den Worten begann:

„Was bist du so traurig, o Seemann, sag an?
Warum spielst du sehnsüchtige Lieder?“

Gerade dieses Lied hatte die gefallene Kameradin immer so herzergreifend gesungen. Aber Dussja fühlte auf einmal, daß ihr dieses Stück überhaupt nicht lag. Verwirrt blickte sie in den Saal und fühlte erst in diesem Moment, daß sie in einem fremden Lande, in Belgrad auftrat. Die Mehrzahl der Zuhörer waren Jugoslawen, Menschen, die eine zwar verwandte, aber unverständliche Sprache sprechen.

Von diesem plötzlichen Gefühl, im Ausland zu sein, kam es wohl, daß sie plötzlich an das alte, ungeheizte Atelier des Studios in Mittelasien denken mußte, wo der Regisseur mit bekümmertem Gesicht zu ihr gesagt hatte: „Man meint, es sei wichtiger, wenn ich das hier mache.“ Sie sah die Kulisse von jenem Hauptportal mit der fremdartigen Überschrift vor sich, und ihr fiel das Lied aus jener Szene ein, das alle Mitarbeiter des Studios oft und gern gesungen hatten.

Da, unerwartet für sich und ihre Kameraden, ja für alle Anwesenden im Saal, trat Dussja einen Schritt vor und begann leise, mit geschlossenen Augen jenes Lied zu singen.

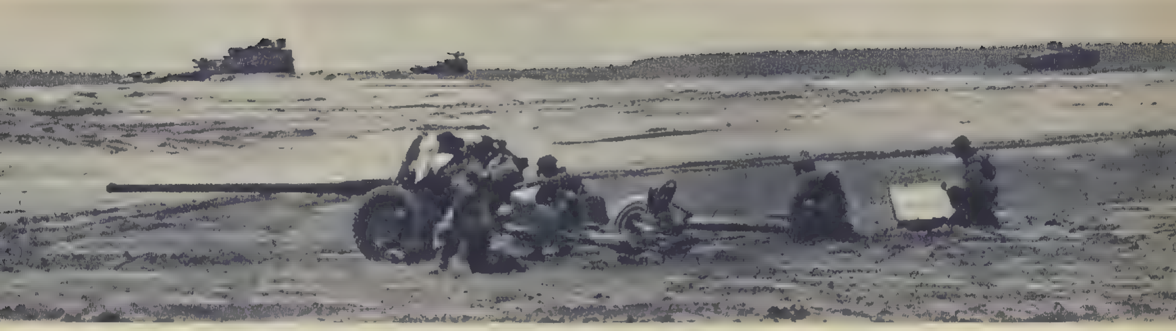
„Nacht über Belgrad, wie bist du still,
Rasch ist der Tag entfloh'n.
Denkt daran, wie der Feuerschein
der Schlacht begann zu loh'n.
Denkt immer an das Schreckensjahr,
da ihr in Leiden gebangt.
Bezwinge dein Herz und lausche einmal
dem nächtlichen leisen Sang:
Flamme des Zorns, lodre hell in uns,
die Stunde der Sühne ist nah!
Slawen, vereinigt kämpft es sich gut.
Bald ist der Morgen der Freiheit da!“

Sie sang die erste und die zweite Strophe. Sang, und dachte der Worte nicht. Ja, sie spürte kaum, wie sie ihr von den Lippen glitten.

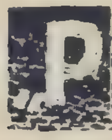
Fortsetzung auf Seite 46



Illustration: Prof. Werner Klemke



Die Kräfte der PARes haben sich entfaltet. In wenigen Augenblicken sind die Kanoniere an den SFK und die Lenkschützen der Panzerabwehrraketen feuerbereit.



anzeralarm!" brüllt Unteroffizier Detlev Biewald. Sofort springen die Kanoniere seiner Bedienung auf ihre Plätze an der 85-mm-Kanone. Der Ladekanonier hält die erste Granate bereit. „Feuerbereit!" meldet der Geschützführer.
Die PARes hat sich entfaltet. Rechts von den SFK sind die Panzerabwehrraketen in Stellung gegangen, und vorne, einige hundert Meter vor den Stellungen, verlegen die Pioniere gerade eine Panzerminensperre. Der Gegner hat das erkannt und versucht mit schwächeren Kräften die Entfaltung der PARes zu stören. Der Kommandeur erteilt Feuererlaubnis.
„Auf Panzer – 1200 . . ." Unteroffizier Biewald gibt das Feuerkommando. Der Ladeschütze schiebt die Granate ins Rohr. Gefreiter Lehnhardt, Richtkanonier, klemmt am Richtaufsatz. „Feuer!" Der erste Schuß kracht, bald darauf der zweite.
Nach dem nächsten Schuß gibt der Batteriechef ein Signal. „Gasalarm!" Der Gegner schießt einen chemischen Überfall.
Gefreiter Thiel, der K 4 der Bedienung, nimmt die Schutzmaske aus der Tasche und setzt sie ans Kinn. Doch er kommt nicht mehr dazu, sie über den Kopf zu streifen. Er ist ausgefallen. Ein (vom Schiedsrichter veranlaßter) Ausfall, der den Geschützführer zu schnellem Handeln zwingt.
‚Ausgerechnet jetzt!' durchzuckt es den Unteroffizier. ‚Was den Schiedsrichtern manchmal so einfällt!' Doch zum Überlegen hat er jetzt wenig Zeit. Das Feuer muß weitergeführt werden.
„K 3 – Sie leisten Erste Hilfe!" Die Stimme des Geschützführers klingt unter der Maske hervor wie aus weiter Ferne.
Schon schleppen zwei Kanoniere den Verletzten vom Geschütz weg. Streifschuß am Unterarm, stellt Kanonier Fichtner fest. Er legt dem Ausgefallenen einen Notverband an.
Währenddessen schießt die Bedienung mit nur



Unter dem Feuerschutz der beiden Batterien verlegen die Pioniere des BSA-Zuges im Vorfeld der Stellungen eine Panzerminensperre.

◄

►

Lenkschütze Unteroffizier Gierlings. Am Trainingsgerät „feuert" er täglich mindestens 60 Schuß ab. Ohne intensives Training wäre treffsicheres Schießen undenkbar.



VON MAJOR ROLF DRESSEL



drei Mann weiter. Unteroffizier Biewald macht K 3 und kommandiert dabei. Sein Kopf glüht unter der Schutzmaske.
Endlich kehrt Kanonier Fichtner ans Geschütz zurück. Fliegender Wechsel zwischen zwei Abschüssen. Unteroffizier Biewald springt wieder nach links heraus.
Nach dem nächsten Schuß kommt „Feuer einstellen!" Die Bedienung atmet auf. Wenige Minuten später macht die Batterie Stellungswechsel zum Entaktivieren.

☆

Die PARes hat den Raum des zu erwartenden Panzerangriffes erreicht. Diesmal ist mit stärkeren Kräften des Gegners zu rechnen. Links von den Geschützen liegen die Panzerabwehrraketen in Feuerstellung.
Ruhig sitzt Unteroffizier Jürgen Gierlings in der Kabine seines Gefechtsfahrzeuges, der Fahrer, Gefreiter Hans-Werner Möller, neben ihm. Durch die Zieloptik, die über dem Lenkpult angebracht ist, betrachtet der Lenkschütze einstweilen das Gelände. Es ist flach und nur wenig bewachsen. Wahrscheinlich kommt der Angriff aus dem etwa 1600 Meter entfernten Waldrand. Der Unteroffizier absolviert heute sein erstes Scharfschießen als Lenkschütze. Eine zusätzliche Belastung, denn die ganze Batterie und die Vorgesetzten schauen auf ihn. Doch er läßt sich keine Sekunde aus der Ruhe bringen. Beim Training kam er meistens auf 97 Prozent Treffer. Heute will er beweisen, daß er auch eine richtige Rakete ins Ziel lenken kann.
Gefreiter Möller wird ihm dabei helfen. Sobald die Rakete abgefeuert ist, zählt der immer laut die Zeit mit. Etwa nach dem zweiten Drittel des Fluges der Rakete sagt er „senken", dann weiß der Lenkschütze, daß er jetzt die Rakete auf Zielmitte lenken muß. Hundertmal trainiert, soll sich heute ihre Methode bewähren.
Eine Leuchtkugel kündigt den Beginn des

PARes vor!

Ist PARes die Typenbezeichnung einer neuen Waffe oder eines Fahrzeuges? Nichts von beidem. So heißt im militärischen Sprachgebrauch die Abkürzung für Panzerabwehrreserve. Sie wird aus Einheiten mit panzerbrechenden Waffen und Kampfmitteln zur wirksamen Abwehr gegnerischer Panzerangriffe gebildet. Je nach der Lage kann der Kommandeur selbständig darüber entscheiden, welche Einheiten er der PARes zuteilt. In unserem Falle besteht sie aus Panzerabwehrraketen, selbstfahrenden Kanonen (SFK) und Pionieren, die als bewegliche Sperrabteilung (BSA) operieren. Alle diese Einheiten sind vollmotorisiert. Sie können also schnell in einem panzergefährdeten Abschnitt konzentriert und geschlossen handelnd eingesetzt werden.

▲ Das Triebwerk ist gezündet. Durch die Zieloptik verfolgt der Lenkschütze den Flug der Rakete und korrigiert mit dem Lenkhebel ihre Flugbahn.

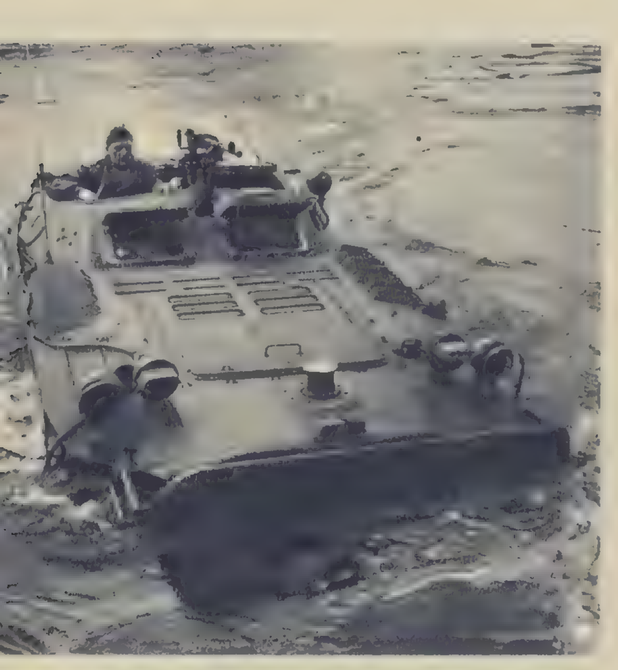


Der Lenkschütze in seiner Kabine. Er ▶ braucht starke Nerven, scharfe Augen und eine ruhige Hand, um die Rakete sicher ins Ziel zu lenken.



Schon auf große Entfernung eröffnet die SFK-Bedienung das Feuer. Der Gegner darf nicht durch.





Die starke Strömung eines Flusses macht manchem SPW-Fahrer zu schaffen. Doch nach kurzer Zeit hat die Batterie das Hindernis überwunden.

Panzerangriffes an. Vor dem Waldrand setzen sich die grauen Ungetüme in Bewegung. Drei Panzer zählt Unteroffizier Gierlings.

Sein Puls schlägt schneller, die Sinne sind hellwach. Doch er zwingt sich zur Ruhe. „Ruhig Blut! Rankommen lassen!" sagt er seinem Fahrer, als müsse der die Raketen abfeuern.

Die Augen an der Zieloptik, die rechte Hand am Lenkhebel und die linke am Startknopf, so wartet Unteroffizier Gierlings auf die günstige Schußentfernung.

Dann ein Druck auf den Startknopf. Die erste Rakete faucht feurig von der Startschiene. Gefreiter Möller zählt: „Eins – zwei . . ."

Zu flach, durchzuckt es den Lenkschützen. Die Rakete kam etwas schwer von der Schiene. Sie rast dicht über dem Boden dahin. Mit einer feinen Handbewegung am Lenkhebel versucht er ihre Flugbahn zu korrigieren. Es gelingt.

„. . . zehn, senken", zählt Gefreiter Möller aus. Schon rast die Rakete dem Ziel entgegen. Treffer Zielmitte! Der Unteroffizier atmet auf.

Nun den nächsten Panzer. Der ist schon ein Stück näher als der erste. Wieder drückt der Lenkschütze den Startknopf.

Diesmal kommt die Rakete besser von der Schiene ab. Nahezu schulmäßig beschreibt sie eine leicht gekrümmte Flugbahn, vom Lenkschützen sicher geführt. Genau unterhalb des Turmes trifft sie auf.

Noch bevor Unteroffizier Gierlings den dritten Panzer aufs Korn nehmen kann, läßt der Kommandeur das Schießen abbrechen. Der Lenkschütze hat seine Aufgabe ausgezeichnet gelöst. Vor der angetretenen Batterie lobt der Kommandeur wenig später die Leistung des Lenkschützen. Unteroffizier Gierlings empfängt eine Belobigung. Der erste, der ihm gratuliert, ist Gefreiter Möller, sein Fahrer.

Aus der (chloro)formierten Gesellschaft

VON HEINZ LAUCKNER

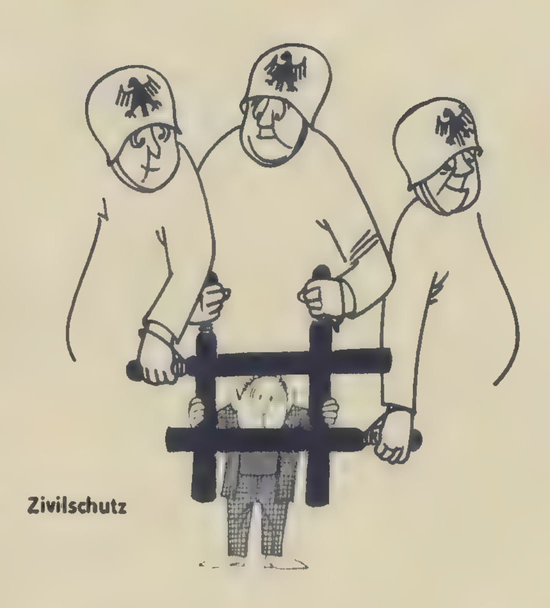
Sonderangebot

Bundesbürgerinnen und Bundesbürger! Wie Sie wissen, erlebt unsere wunderliche Wirtschaft, — Entschuldigung: unsere Wunderwirtschaft, einen ungeahnten Bauchaufschwung, dank unserer Regierung, die uns die hübsche alte Kiste mit den Notstandsgesetzen beschert hat und noch bescheren will. Diese schöne Bescherung hat alle freien Unternehmer der freien Welt auf die Straße getrieben — um ihre Bon-Bons unter Ihre Westen zu jubeln. Meine Herrschaften, wenn es erst einmal fünf Minuten nach zwölf ist, dann nützt Ihnen kein Wecker. Sie brauchen Stiefel und Brotbeutel, Sie brauchen Geräte zum Wegschaffen der Asche, dann brauchen Sie Eimer — denn vieles wird im Eimer sein. Und Sie brauchen Hacken (nicht zum Zusammenknallen). Sie brauchen Spaten, Feuerspritzen und Schmutzkleidung — Verzeihung: Schutzkleidung. Dann brauchen Sie eine eiserne Ration. Richten Sie sich nach dem eisernen Kanzler — Verzeihung, ich war ein wenig in die bewältigte Vergangenheit geraten, brauner Rost sitzt ja auch auf diesem alten Eisen — ich meine natürlich den Bundeskanzler. Sie brauchen Verdunkelungsrollos, die Wahlreden der CDU reichen dafür allein nicht aus. Sie brauchen einen Notstands-Volksempfänger — äh einen Batterie-Empfänger, damit Sie wissen, wie lange Sie durchhalten und für wen Sie durchhalten sollen. Wer aber nicht sehen und nicht hören will, was draußen geschieht, der braucht 10 Exemplare der „Bild-Zeitung" zum Abdichten der Bunkertür; diese Zeitung ist besonders geeignet, sie läßt nie die Wahrheit in die Spalten!

Und Sie benötigen Hosenträger. Hier, bei mir billig zu haben. Denken Sie daran, welcher Belastung Ihre Hosen ausgesetzt werden, wenn es erst mal losgeht. Und Sie brauchen Sicherheitsnadeln, nach dem Motto der CDU „Sicherheit vor allem!" und „Keine Experimente". Kaufen Sie: Wir werden viel Sicherheitsnadeln benötigen.

Und Sie brauchen Kragenknöpfe — wenn Ihnen nicht schon vorher der Kragen geplatzt ist. Vor allem aber kaufen Sie Nachthemden, denn diese Nacht wird länger dauern, als die letzte. Und kaufen Sie sich ein Korsett, damit Sie jetzt noch Haltung bewahren können. Und vergessen Sie nicht das große Angebot an Rauchverzehrern, und nehmen Sie auch ein Pilzbuch mit, denn Sie werden es mit Rauchpilzen zu tun bekommen.

Und natürlich dürfen Sie für die Bunkerfreizeit das hübsche Spiel „Schwarzer Peter" nicht vergessen, obwohl der sich hinterher niemandem mehr zuschieben läßt!

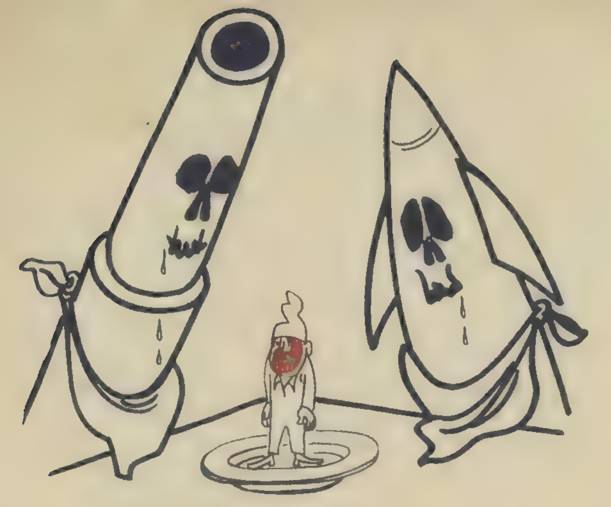


Zivilschutz



„Auch endlich auf den Hund gekommen?"

Machen Sie regen Gebrauch von meinem Angebot! Ich weiß aus Erfahrung: Meist werden die Kleinen vergessen – ich meine natürlich die kleinen Dinge!
Nur eines brauchen Sie nicht. Sie brauchen keine Bartbinde. Das wäre eine unnütze Ausgabe. Denn wenn wir endlich unseren Krieg haben, dann ist der Bart ab!

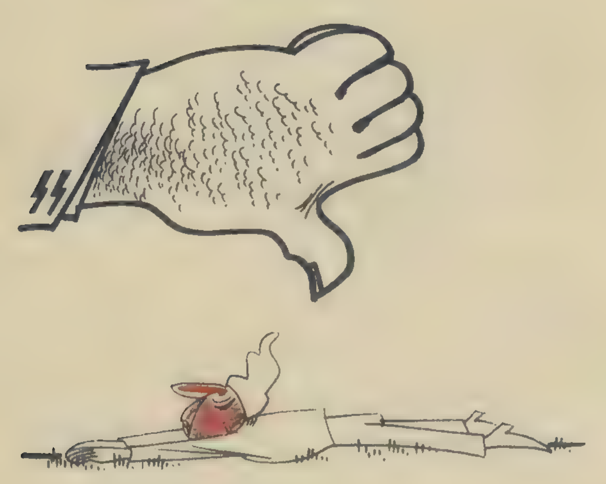


Tischlein deck dich – – –

Alle Wünsche kann man nicht erfüllen

Westdeutsche Rundfunkstationen strahlen in den letzten Wochen als Spitzenschlager einen Titel aus, der die Feststellung trifft:
„Alle Wünsche kann man nicht erfüllen!"
Wir sind derselben Meinung. Aus diesem Grunde haben wir uns erlaubt, unter Verwendung von Originalzeilen den Text ein wenig aktuell und notstandsgesetzmäßig aufzumöbeln.

Alle Wünsche kann man nicht erfüllen,
und nicht alle Träume werden wahr.
Ging' es heute nach Herrn Seebohms Willen,
wär der Krach schon da!
Ja, ganz recht: das Leben ist kein Spiel!
Ja, ganz recht, der Mann verlangt zu viel!
Da gibt es kein Fragen;
denn ich muß ihm sagen:
Was er will, wird niemals wieder sein!



Esel streck dich – – –

Alle Wünsche kann man nicht erfüllen,
und nicht alle Träume werden wahr.
Für sein lautes Rasseln und sein Brüllen
bin ich niemals da!
Alle Wünsche kann man nicht erfüllen,
und nicht alle Träume werden wahr.
Will so'n Krieger seine Sehnsucht stillen,
sage ich nicht JA!
Ja, ganz recht: mein Leben fängt erst an!
Ja, ganz recht: ich brauch ihn nicht, den Mann!
Doch, will er sich schlagen,
dann um seinen Kragen.
Hoffentlich bleibt er dabei allein!

Zeichnungen: Klaus Arndt



Knüppel aus dem Sack

Alle Wünsche kann man nicht erfüllen,
und nicht alle Träume werden wahr.
Will der Krieger seine Sehnsucht stillen,
sag ich niemals JA!
Alle Wünsche kann man nicht erfüllen,
und nicht alle Träume werden wahr,
doch es geht nicht nach Herrn Seebohms Willen! –
Wir sind auch noch da!

Not-Standpunkt

Jupp: Sag mal, Fiete, liest Du eigentlich den „Rheinischen Merkur"?
Fiete: Dieses hinterhältige Blatt?
Jupp: Ja, dazu kann man es auch benutzen, aber liest Du's oder nicht?
Fiete: Nein, das Papier trieft ja vor Haß.
Jupp: Manchmal sogar von Hassel.

Fiete: Was will denn Kai Uwe wieder mal?

Jupp: Er hat zum Beispiel eine Rede gehalten.

Fiete: Der sollte lieber den Mund halten.

Jupp: Mensch, nun hör doch mal zu: Also — der Hassel hat gesagt, das ganze Notstandspaket müsse Gesetz werden.

Fiete: Das Paket ist eine alte Kiste.

Jupp: Also auch die restlichen Notstandsgesetze müßten unbedingt durchkommen.

Fiete: Mir wär's am liebsten, sie wären alle durchgefallen!

Jupp: Denn, so meint Hassel, erst die Notstandsgesetze schaffen die Voraussetzungen für zügige Operationen der Bundeswehr.

Fiete: Was die alles operieren wollen, weiß ich!

Jupp: Deshalb, sagte Hassel, müßten durch die Notstandsgesetze Sicherungen eingebaut werden.

Fiete: Typischer Kurzschluß, wenn einer das nicht versteht. Den Schlag wird er schon merken.

Jupp: Und man müsse den Kriegsfall im Frieden proben können.

Fiete: Den letzten Kreigsreinfall hat der wohl schon wieder vergessen?

Jupp: Und die Zivilbevölkerung muß in die Notstandsplanung einbezogen werden.

Fiete: Der meint wohl eingezogen?

Jupp: Ja, das Neuste davon ist das sogenannte Zivilschutzkorps.

Fiete: Zivil, schütze dich vor diesem Korps!

Jupp: Der Major wird in dieser Truppe Schutzkorps-Abteilungführer genannt.

Fiete: Also ein SA-Führer.

Jupp: Obwohl die Dienstverpflichteten keine Soldaten sein sollen, wird ihre Rechtsstellung der von Soldaten ähnlich sein.

Fiete: Also rechts wie die Bundeswehr.

Jupp: Die Zivilschutzpflichtigen werden sogar einer Militärabteilung in der Nähe ihres Wohnortes angeschlossen.

Fiete: Da liegt wohl auch der Schlüssel zum Verständnis dieser Truppe.

Jupp: Ja, die CDU braucht freie Bahn für ihre Notstandsstrategie.

Fiete: Kommt mir bekannt vor: Die Straße frei ...!

Jupp: Genau: Schwarzbraun ist die Hassel-nuss! Und nicht zu vergessen: Sie wollen weitermarschieren ...

„Du, Tünnes, da hat der SPD-Bundestagsabgeordnete Schlüter der Zeitung ein Schreiben übergeben. Da steht drin, daß Einheiten der Bundeswehr auf historisch wertvollen vorgeschichtlichen Hünengräbern ihre Latrinen eingerichtet haben!"

„Ist doch ein tolles Stück, was Schäl?"

„Finde ich auch. Aber offensichtlich wurde diese Maßnahme auf Anregung des Bundeskanzlers Erhard getroffen!"

„Warum, Schäl?"

„Weißt Du, der sch...impft auch auf Kultur!"

BONN–BONN'S

„Weißt Du schon, Tünnes, auf dem CSU-Parteitag in Nürnberg sagte Erhard: Unsere Jugend hat den Marschallstab im Tornister!"

„Ich weiß nicht, ich halt' das für ein Märchen!"

„Und welches meinst Du?"

„Na — ‚Knüppel aus dem Sack'!"

„Schau mal, da steht: der Bonner Staatssekretär Vialon warf auf einer geheimen Kommandeurtagung in Flensburg den Stabsoffizieren ‚beschränktes Kontinentaldenken' vor!"

„Versteh ich nicht, Schäl, wenn die Regierung die Notstandsgesetze als Schritt zur vollen Souveränität preist, wird es ja gerade erwartet!"

„Was meinst Du, Tünnes?"

„Beschränktes Denken!"

„Du, Tünnes, da schreibt der Exgeneral Friedrich von Bötticher in der ‚Wehrkunde': Ein gut geführter Krieg ist wie eine große Sinfonie. Es ist Aufgabe der Generalstabserziehung, das heilige Feuer in der Brust zu entfachen!"

„Jaja, Schäl, das heilige Feuer!"

„Warum seufzt Du, Tünnes?"

„Ich habe dran gedacht, beim Rückzug sitzt das heilige Feuer meist etwas tiefer!"

„Du, Tünnes, der Erhard tritt für eine informierte Gesellschaft ein!"

„Irrtum, Schäl — für eine formierte Gesellschaft!"

„Aha, also für eine un-informierte Gesellschaft?"

„Ja, er möchte eine besonders formierte Gesellschaft!"

„Etwa eine uni-formierte Gesellschaft?"

„Das auch! Vor allem aber eine chloro-formierte Gesellschaft!"



Amphibientraktor

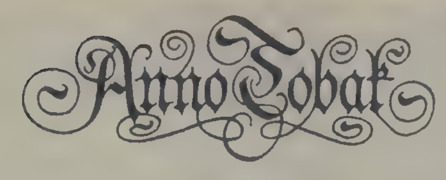
Das sowjetische Traktorenwerk Onega hat einen Amphibientraktor entwickelt, der sich auch für den Brückenbau eignet. Seine 540 mm breiten Raupenketten erzeugen einen geringen spezifischen Druck auf den Boden und machen den Traktor daher auch für Sümpfe und Sandböden geeignet. Im Wasser sorgt ein Strahltriebwerk für die Fortbewegung. Mit Hilfe auswechselbarer Anbauteile kann der Traktor rasch in eine Planierraupe verwandelt werden.

Czepel-D-344

Die ungarischen Czepel-Werke haben die Produktion des schweren LKW D-344 aufgenommen. Das Fahrzeug ist zum Transport schwerer Ladungen und militärischer Versorgungsgüter bestimmt. Die Höchstgeschwindigkeit des D-344 beträgt 80 km/h, der Fahrbereich 500 km. Das Kfz. ist geländegängig.

„Balve"-Motor?

Das Funktionsmodell eines Verbrennungsmotors, bei dem die Auf- und Abbewegung der Kolben durch rotierende Flügel ersetzt wird, stellte die Luxemburger Firma Bavelux vor. Das nach seinem Erfinder Robert Balve benannte „Balve"-Triebwerk weist ein elliptisches Gehäuse auf, in dem sich der Rotor zentrisch bewegt. Im Innern des Rotors dreht sich mit



Schraube kontra Schaufelrad

Der Einsatz der Dampfmaschine vollzog sich in den Kriegsflotten nur zögernd und hielt mit der Ausbreitung des Dampfantriebes in der Handelsmarine nicht Schritt. Ursache war, daß sich die Seitenräder für die breitseitarmierten Linienschiffe mit hohem Freibord wenig eigneten, da sie den für die Aufstellung von Geschützen so wichtigen Teil der mittleren Breitseitfläche in Anspruch nahmen und zugleich feindlichen Geschossen völlig preisgegeben waren. Auch mußte durch die Massen der Maschinenanlage und des Kohlenvorrats nicht nur die Anzahl der Geschütze, sondern auch die Segelfläche erheblich verringert werden. Man beschränkte sich zunächst auf den Bau von kleinen Radsloops, die dazu bestimmt waren, Segellinienschiffe in die Schlachtordnung zu rangieren bzw. bei Flaute zu schleppen.

In England entstanden seit 1822 eine ganze Reihe derartiger Marineschlepper von 230 bis 800 ts Lastigkeit mit Maschinen von 80 bis 200 PS. In Frankreich ging man 1829 dazu über, die Dampfkraft versuchsweise auf einem ebenfalls kleineren Kriegsschiff einzuführen. Hier war es der Radaviso „Sphinx", der als erstes französisches Kriegsschiff eine Dampfmaschine bekam. Die „Sphinx" hatte 777 ts Wasserverdrängung bei einer Länge von 46,2 m, einer Breite von 8 m und einem Tiefgang von 3,4 m. Die Maschine leistete 160 PS und gab dem Schiff eine Geschwindigkeit von 7 kn. Außerdem war dieses Fahrzeug als Brigg getakelt und besaß 747 m² Segelfläche. Die Bewaffnung bestand aus einer 30-Pfünder-Bug- und Heckbombarde und 6 Kanonaden. Aus den englischen Sloops von 800 ts entstanden nach 1830 die Radavisos bis zu 1195 ts Lastigkeit (entsprechend 1862 ts Deplacement).

Nach der Erfindung der Smithschen Schiffsschraube begann man in der englischen Flotte auch Schraubensloops zu bauen. Lange Zeit wurde herumgerätselt, ob das Schaufelrad oder die Schiffsschraube leistungsfähiger sei. Um zu einem Ergebnis zu kommen, stellte man einen Versuch an, der an die Schildbürger erinnert. Die 1843 in Dienst gestellte Schraubensloop „Rattler" wurde mit der die gleichen Abmessungen aufweisenden Radsloop „Alecta" Heck an Heck durch starke Trossen verbunden. Beide Fahrzeuge liefen nun unter Volldampf in entgegengesetzte Richtungen. Dieser dramatische Zweikampf endete für die Schraubensloop mit einem Verhältnis von 100 : 83. Erst nach diesem Versuch ging man dazu über, für 4 Linienschiffe, 4 Fregatten und 7 Sloops Schraubenmaschinen der verschiedensten Bauarten in Auftrag zu geben. *H. Piechowski*



Fr. Korvette (Aviso) „Sphinx"

gleicher Geschwindigkeit wie der Rotor, jedoch gegenläufig, eine Kurbelwelle, auf der die Flügel so gelagert sind, daß die Flügelspitzen beim Umlauf des Rotors stets dicht an der Wandung des Gehäuses entlanglaufen. Wenn das Problem der Kühlung gelöst sei, so versichert der Erfinder, werde er dem Wankel-Motor Konkurrenz machen.

Trinkwasser aus Motorabgasen

Für absolute Notfälle ist ein in den USA entwickeltes Verfahren zur Gewinnung von Trinkwasser bestimmt. Der in Motorabgasen enthaltene Wasserdampf wird kondensiert und mittels verschiedener Filter gereinigt. In Vorversuchen soll somit aus 500 Gramm verbranntem Treibstoff bereits ein halbes Liter trinkbares Wasser gewonnen worden sein.

Beton ohne Zement

Aus Produktionsabfällen des Kupfer-Molybdän-Kombinats von Kadsharan (Armenische SSR) wird ein neuer Baustoff hergestellt, der die Festigkeit von Beton aufweist. Einfacher Mörtel erhält eine Beimischung zerkleinerter Abfälle; daraus entsteht das betonähnliche „Kadsharanit", aus dem die Bauteile gefertigt werden.

Lidar sieht alles

Wissenschaftler verschiedener Länder sind dabei, die Laser-Technik auch für die Meteorologie nutzbar zu machen. Im Gegensatz zu den bekannten Radarstrahlen hat das Laser-Licht eine wesentlich kürzere Wellenlänge, die in den Bereich des infraroten bis sichtbaren Lichtes fällt. Deshalb gaben sie dieser Technik die Bezeichnung „Lidar" (Licht-Radar). Mit Lidar-Geräten lassen sich Dunstschichten und Wolken, Überlagerungen verschiedener Schichten und selbst die von hochfliegenden Strahlflugzeugen mit Recht befürchteten Turbulenzfelder entdecken. Auch die Entwicklung und Konzentration von Wassertröpfchen in einzelnen Wolkenzonen wird durch Lidar für die Meteorologen sichtbar. Man hofft, Lidar-Geräte bald auf allen Flughäfen zur Ergänzung der Radaranlagen einsetzen zu können.

Benzintank aus Eis

Eine sowjetische Polarforschungsstation erprobte eine neue Art der Aufbewahrung von Kraftstoff. In einer im Frostboden ausgehobenen Zisterne wurden 10 Tonnen Benzin untergebracht, daneben wurde ein Metalltank mit der gleichen Kraftstoffmenge aufgestellt. Nach vier Jahren ergab die Prüfung, daß die Qualität des Benzins im „unterirdischen Kühlschrank" unverändert geblieben war, während sich die Metallwände des Tanks abgenutzt und den Kraftstoff verunreinigt hatten.

Lastenfallschirm

Ein Fallschirm mit einem Durchmesser von 30 m, der zum Abwurf schwerer Lasten (Größenordnung bis zu zwei Tonnen) dienen soll, ist auf einem amerikanischen Luftwaffenstützpunkt in Florida vorgeführt worden. Der Riesenschirm soll die bisher gebräuchlichen Fallschirmbündel ablösen.



„Transportei"

Einen neuartigen Transportbehälter aus glasfaserverstärktem Kunstharz erprobte man in den USA. Er ist eiförmig, 2 m lang und 0,72 m breit. Seine Masse beträgt 40 kg. Er kann getragen, auf leichten Böden geschleift oder mit Hilfe eines an der unteren Seite befestigten Rades gefahren werden. Aufgeklappt läßt sich dieser Behälter sogar als zweisitziges Boot verwenden. Normalerweise sollen in ihm Schützenwaffen, Munition, Nachrichtengeräte oder Proviant transportiert werden. Er eignet sich jedoch auch zum Transport von Verwundeten.

Wird der Behälter gerollt oder geschleift, so läßt sich in ihm eine Nutzlast von 125 kg fortbewegen.



Fühlen Sie sich einsam und verlassen?

Klagend fließen die Töne aus der gestopften Trompete, meisterhaft geblasen von „Satchmo“ Louis Armstrong: „In my solitude“, Evergreen der Einsamkeit. Das Thema ist so alt wie die Menschheit selbst, wenngleich das mittelhochdeutsche Wörtchen „einsam“ erst von Luther in seiner Bibelübersetzung geprägt wurde, wo es dafür gleich zwanzigmal wiederkehrt. Novalis, der Romantiker der Einsamkeit, übersteigerte es in den „Hymnen der Nacht“ bis zur unbezwingbaren Todessehnsucht. Robinson dagegen, gewissermaßen Inhaber des Weltrekords in Einsamkeit, fand sich da weit besser drein. Obzwar ihm auf seiner Insel anfangs auch die Tränen übers Gesicht rannen und er manchmal mit seinem Schicksal haderte, sah er die Sache wenig später längst nicht mehr so tragisch, dieweil er's inzwischen durch Lebenswillen und Arbeit zu Hütte, Hof und neuer Hoffnung gebracht hatte.

Nach diesem kleinen Exkurs in die Historie der Einsamkeit sei mir zu fragen erlaubt, wie es heute damit steht, namentlich bei den Frauen jener jungen Männer, die mit dem Einberufungsbefehl hinauszogen in eine mehr oder minder ferne Garnisonstadt? Das zu ergründen, zog ich gleichfalls aus. Unter anderem auch in die Lessingstadt Kamenz, wo ich in einem — zur Vermeidung einer Geschäftsschädigungs-Klage nicht näher benannten — Laden zwar keinen Lessing, dafür jedoch manch anderen herzergreifenden Spruch fand, fein handwerklich sauber in deutsche Eiche gebrannt.



Die Küsserei ist beim Abschied von den einrückenden Männern auch ohne diesen freundlichen Hinweis groß genug. Und was die fehlende Ruh' angeht — bitte, hören wir, was Gertrud Hellmann, 22, dazu meint: „Der amtliche Brief mit dem Einberufungstermin raubte weder meinem Mann noch mir die Ruhe. Obwohl er gleich nach der Musterung ging, war der Wehrdienst schon seit langem eingeplant bei uns, rechnerisch und auch sonst. Muß man denn immer gleich Zustände kriegen oder gemütskrank werden, wenn der Mann eine Zeit lang weg ist?“

Gewiß nicht. Wenngleich — wie Karla Schöbel, 22, bemerkt — „die Abende und das Wochenende allein nicht einfach zu ertragen sind“. Gabi Baum, 21, gehts ähnlich: „Allerdings habe ich ja meine Arbeit. Da ist die Zeit ausgefüllt.“ Demgegenüber klagt Evelyn Burger, 23, daß sie „das Alleinsein förmlich auffrißt“. Ebenso sauer reagiert Ellen Krüger, 24, wenn sie gesteht: „Mein Mann und ich waren in unserer Ehe noch nie auch nur einen Tag voneinander getrennt. Mich macht es fast wahnsinnig, daß er jetzt weg ist. Diese schauderhaft eintönigen und zermürbenden langen Abende! Wie soll ich das nur aushalten — und das noch 247 Tage!“ Da die KK(itsch)-Postille keine Lessingworte führt, fehlt auch Aristoteles. Dabei hätte er ein Rezept: „Der Mensch ist ein gesellschaftliches Wesen und zum Zusammenleben mit anderen geschaffen.“ Ich glaube, der alte Grieche hat der modernen Frau Krüger durchaus noch etwas zu sagen, was man von dem in Kamenz angebotenen Sprüchlein nicht behaupten kann:



Um der soviel beschworenen Einsamkeitsgefühle etwas greifbarer habhaft zu werden, entschloß ich mich, hundert Soldatenfrauen eine handfeste Frage vorzulegen: „Welche Probleme belasten Sie in der Abwesenheit Ihres Mannes am stärksten?“ Und siehe da, das seelische Jammertal wurde urplötzlich von recht praktischen Problemen überflutet. 53 Frauen haben vor allem Sorgen mit der Erledigung schwerer Hausarbeiten als da sind: Reparaturen, Holzhacken, Einkellerung, Gartenarbeiten usw. Weiteren 21 fällt es schwer, die Kinder allein zu erziehen bzw. sie unterzubringen. 19 nennen finanzielle Probleme, und lediglich sieben empfinden das Alleinsein als schwerste Bürde.

Auch für die sich daraus ergebenden Folgerungen liegt ein zart gebeiztes Stück markiger deutscher Eiche bereit — vielleicht ein taktvoller Hinweis auf ein gutes Miteinander in der Hausgemeinschaft?



Indes: Zumindest haben dreizehn Bewohner jener Kamenzer Straße, in der besagtes Sprüchlein an der Schaufensterladenwand hängt, den Wink nicht verstanden. Leider konnten sie noch nicht einmal darüber Auskunft geben, ob aus ihrem Haus momentan ein Familienvater seinen Wehrdienst leistet. Glücklicherweise ist die 13 in diesem Fall keine (repräsentative) Unglückszahl, denn von insgesamt 144 Befragten wußten immermin 117 genau darüber Bescheid.

Und vielfach haben die Soldatenfrauen sogar eine gute Hilfe in den Hausbewohnern. Sabine Lorenz, 22, ist zum Beispiel mit ihrer kleinen Tochter „die Nummer Eins im Herzen der Hausgemeinschaft“. Auch Martha Klinner, 23, berichtet: „Als meine Mutter verstorben war und ich deswegen allerhand Laufereien hatte, nahm Frau Trautmann für einige Tage mein Kleines, obwohl sie selbst noch drei Kinder hat.“ Und Waltraud Hinz, 26. erzählt: „Seit mein Mann bei der Armee ist, verwöhnen die Nachbarn meine beiden Kinder mit Süßigkeiten und Spielzeug.“

Hauptsorge — erinnern wir uns der „Problem-Liste“ — war jedoch die Erledigung schwerer Hausarbeiten. Was also, wenn die Kohlen kommen oder der Fernseher in die Werkstatt muß? „Laß sie reden, laß sie gackern — jeder soll auf seinem Acker ackern.“ In Kamenz zum Kauf angeboten. könnte dieses sinnige Sprüchle auch im Block D 4, Aufgang 3 von Bergen/Süd oder in der Lübbener Otto-Nuschke-Str. 13 hängen. Auf Rügen klagt Irmgard Herrmann, 28, daß „die Hausgemeinschaft sehr flau ist, was gegenseitige Hilfe anbelangt. Da ist die Wasserleitung kaputt, und wie ich die Kohlen und Kartoffeln — die muß man sich hier nämlich selber holen! — in den Keller kriegen soll, weiß ich gleichfalls nicht.“ Und in Lübben schimpft Regina Ruprecht: „Man muß sich mit allem allein plagen. Als ich hochschwanger war, mußte ich 40 Zentner Kohlen in den Keller schleppen. Denken Sie, da hat einer von den Männern aus dem Haus mit zugegriffen!“ Das wirft wahrlich kein gutes Licht auf die Hausgemeinschaft, in welcher in diesem Fall sogar ein Volkspolizist (!) den Vorsitz führt.

Da lob' ich mir Karl Mörl, 44, den CDU-Bürgermeister von Straupitz. So kurios es sich anhört: Zu ihm braucht keiner mit seinen Sorgen zu kommen — dieweil er nämlich selbst zu den Leuten geht, und wenn es beim „Guten-Tag-sagen“ auf der Dorfstraße ist, wo er sich erkundigt, was sie auf dem Herzen haben. „Ganz besonders greifen wir den Soldatenfrauen bei der Bearbeitung der individuellen Wirtschaft unter die Arme. Wenn der Mann auf Urlaub kommt und was machen will, kriegt er von der LPG die nötigen Maschinen. Dann haben wir für zwei Familien neuen Wohnraum geschaffen. Na, und was es sonst für Kleinigkeiten gibt.“

Kleinigkeiten?

Für Frau Goltz, Frau Winzer und Frau Schulze war die hilfreiche Fürsorge ihres Bürgermeisters eine große Unterstützung, die man sich andernorts ebenso wünscht.







Leicht gesagt, wenn man allein ist, kränklich und in Erwartung des zweiten Kindes und den Kopf voller Sorgen hat wie Gisela Heyer, 21 — oder wenn man der KWV als Mutter eines Kleinstkindes schon seit Monaten wegen der feuchten Wohnung auf der (Bürokraten-)Seele liegt wie Regine Bindighaußner, 24. Hier tut Hilfe bitter not. Es darf auch in der Berlin-Pankower Art sein, wo die Soldatenfrauen beim Empfang der Unterhaltsbeträge gleichzeitig Gelegenheit haben, sich mit Vertretern des DFD, des Rates des Stadtbezirks und der Nationalen Front zu unterhalten. „Gleich beim ersten Mal kamen an die hundert Frauen", berichtet Arnold Munter, 53, Sekretär des Kreisausschusses der Nationalen Front. „Die Männer dieser Frauen stehen für uns alle auf Friedenswacht. Können wir da gerade sie mit ihren Fragen, Sorgen und Problemen allein lassen? Wer sich und seine Kräfte in den Dienst der Gesellschaft stellt, hat auch einen Anspruch darauf, daß die Gesellschaft ihm und seiner Familie zuallererst hilft." „Zugleich", fügt Oberst Werner Sparr, 53, hinzu, „werden dadurch viele häusliche Sorgen von den Männern ferngehalten, so daß sie ihren Dienst konzentrierter und ohne trübe Gedanken an daheim versehen können."

Die Eisenbahner des Bahnhofs Dergenthin haben in dieser Hinsicht gewiß nicht „Bahnhof" verstanden. Christel R., 23, spricht dankbar von den ehemaligen Arbeitskollegen ihres Mannes: „Sie waren mir beim Umzug behilflich, und zu Weihnachten sowie am Kindertag haben sie meine kleine Tochter reich beschenkt. Außerdem erhielt ich schon zweimal eine finanzielle Unterstützung." Manches Gute können auch Marianne Winzer, 22, aus Damsdorf, Anneliese Wildbach, 26, aus Blankenburg, Karin Hein, 23, aus Sellin sowie die Soldatenfrauen des VEB Berliner Vergaser-Fabrik sagen, wo die BGL — auf Grund des guten Überblicks, den sie besitzt — mit jeder Frau persönlichen Kontakt aufnimmt.

„Damit tut sie genau das, was wir in allen Betrieben brauchen", resümiert Margarete Müller, Präsidiumsmitglied des FDGB-Bundesvorstandes. „Jedoch sollten auch die nicht im Betrieb arbeitenden Soldatenfrauen aufgesucht werden. Sie gehören zum Betriebskollektiv, wenn der 1. Mai gefeiert wird. Ebenso sollten sie ständige Gäste im Kulturhaus sein. Die Kinder der gegenwärtig in der Nationalen Volksarmee dienenden Kollegen — ich betone, auch die, deren Frauen zuhause sind! — sollten sowohl in den Kinderferienlagern wie bei den Weihnachtsfeiern der Betriebe zu finden sein. Und schließlich ist es notwendig, dieserhalb im Betriebskollektivvertrag kontrollierbare Verpflichtungen aufzunehmen."

Hoffen wir, daß diese Anregungen recht bald überall in Taten umgesetzt werden und keiner das (nicht nur in der Kamenzer Kitschpostille anzutreffende) Wort darunter setzt:



Denn immerhin gibt es noch genügend Funktionäre, für die die Probleme der Soldatenfrauen bislang nicht existent waren — Roland Eitze, 56, etwa, BGL-Vorsitzender eines Betriebes, aus dem 78 Kollegen Soldat sind, oder Margarete Töppel, 31, vom VEB Granit Storkow, einer Schuhfabrik mit 60 Prozent Frauen in der Belegschaft. Sicher haben auch sie schon das Wort vom Gefühl der Geborgenheit, der gegenseitigen Hilfe, des gemeinsamen Miteinander im Sozialismus im Munde geführt. Gehören die Frauen jener Männer, die in der Nationalen Volksarmee die Waffe zum Schutz dieser sozialistischen Menschengemeinschaft tragen, nicht in allererster Linie dazu?

Ihr

Karl Heinz Freitag

UNTER BLAUEN

SPATZ SCHLAUKOPF

INE SEEPARTIE IST LUSTIG ... Auch wenn es sich um einen Seetörn unserer Volksmarine handelt. Dabei gibt es keine U-Boote, wohl aber U-Boot-Witze. Tauchte also im Mittelmeer vor einem DDR-Frachter ein U-Boot auf, und aus seinem Turm rief fragend ein Offizier: „Krieg zu Ende?“ — „Zu Ende!“ — „Gewonnen oder verloren?“ — „Verloren!“ Worauf der U-Boot-Mann fluchte: „Mistkaiser!“

Ein andermal trafen sich zwei U-Boote im Wald. Sagte das eine zum anderen: „Du auch hier?“

Die erste Geschichte wurde vor jener Stunde zum Besten gegeben, über die das Schiffstagebuch vermerkt: „12 Uhr 56: Gefechtsalarm / 13 Uhr 30: Schiff ist seeklar / 14 Uhr: Schiff hat abgelegt.“

Die zweite U-Boot-Mär dagegen wurde kurz vor jenen Minuten erzählt, über die das Gefechtstagebuch des Maschinenabschnittes vermeldet: „16 Uhr 10: Schiff hat festgemacht. Feuer aus!“

Der erfahrene Fahrensmann wird schon vermuten, daß zwischen diesen U-Boot-Geschichten nicht drei, sondernd mindestens 27 Stunden lagen und diese 27stündige Seepartie an Kraft und Geist und Schlafbedürfnis und Geschick und Geduld manche Anforderung gestellt haben muß.

... JA, DA KANNST DU WAS ERLEBEN, besonders wenn es die letzte Fahrt der blauen Jungs ist. Da kann ein Matrose dir (und sich) mit beschwörender Stimme ein Schächtelchen Pillen empfehlen: ‚Ein unfehlbares Mittel gegen die Seekrankheit, Genosse!‘

Hier mag manch Seebär brummen: „Das kann wohl nicht wahr sein. Bereits abmustern und noch auf solche Quacksalbereien schwören?!“ Das ist so überraschend, aber auch so wahr, wie daß es noch immer Aale in der Ostsee gibt. Und auch dies ist kein Seemannsgarn: Die einen nannten das ungewohnt große Schiff eine „lahme Ente“ und „schwimmende Kaserne“, die anderen warfen mit „Nußschalen“ zurück; für die einen waren die Räumgeräte an Bord eine alte Kiste,

Eins vor'n Ballon gekNallt

für die anderen ein neues Paket, das erst geöffnet werden sollte; jene hatten das letzte Mal vor sieben Jahren in Hängematten von Nixen geträumt, andere erst vor zweieinhalb. Offen heraus: Es waren zu mehr als zwei Dritteln Reservisten auf dem Minenleg- und -Räumschiff, und sie fuhren diesen Seetörn als Abschluß ihres achtwöchigen Lehrgangs.

... JA, DA KANNST DU WASSER SEH'N. So genau wollten Sie es sicherlich gar nicht wissen, vielleicht aber, ob die Reservisten den aktiv Dienenden das Wasser reichen konnten, ob sie mitschwimmen können, wenn das Signalhorn oder der Einberufungsbescheid befiehlt: „Alle Mann auf Gefechtsstation!" Das war auch der Ernst der lustigen Seepartie. Bei der Morgenmusterung hatte sich der leitende Ingenieur noch einmal an seine Maschinisten gewandt: „Das ist heute Ihre letzte Fahrt. Fahren Sie so, daß es nicht auch meine letzte ist!"
Ernst oder Spaß? Wann sollte man besser zur Antwort finden als in den laut Schiffstagebuch wichtigsten, ja kritischsten Minuten des Törns!

Gegen 18 Uhr 30 „stand" der Verband der drei MLR nordöstlich von Rügen. Sie hatten eine ruhige See, aber keine Ruhe gehabt. Der Feuerlöschtrupp löschte in Maschinenraum mehrere „Feuer", die wie Feuer qualmten; vier „Lecks" wurden mit Balken und Säge und Leckkissen in Minutenschnelle abgedichtet; das Räumgerät mußte ausgelegt werden, obwohl es gerade erst eingeholt war. Jetzt, als daheim der auf einem Dampfer gekommene Sandmann die Jungens der blauen „Jungs" ins Bett schickte, also genau um 19 Uhr, wurden die Väter auf Gefechtsstation geschickt. Um 19 Uhr 21 vernahm der Obermatrose der Reserve Kettler ein „fernes" Grollen. „Jetzt ist auch noch ein Gewitter aufgezogen", dachte er und war froh, im heißen Maschinenraum zu stehen. Indes vermerkt das Schiffstagebuch für 19 Uhr 21: „Beginn des Schießens!" ...
Sekunden nach Auslösen des Gefechtsalarms war Heinz Lenk in den Sitz hinter den Zwillingsrohren gesprungen. Flink wie ein Wiesel, aber folgsam wie ein Pudel war das Geschütz in seinen Händen: Es drehte Dreiviertelkreise, und die Rohre nickten dann ihr Ja. Ja, nicht nur als Heizungsmonteur fühlte er sich als Meister. Für ihn hätte die Ausbildung eigentlich nicht acht Wochen zu dauern brauchen.
19 Uhr 07. Es könnte losgehen! Aber da zog das Führungsschiff noch einen Bogen. Offenbar, um die beste Windrichtung für die Ballons zu bekommen. Also Geduld! Und noch ein paar Dreiviertelkreise geschlagen. Das ging wie im Schlaf. Ja, als er die Aufforderung zum Lehrgang bekam, waren ihm weiß Gott was für Wunderwaffen im Kopfe herumgespukt, Raketen natürlich, große und kleine. Und dann waren es „nur" die Zwillingsgeschütze, die er — allerdings nicht alle Artilleristen an Bord — ja kannte wie seine Heizungsrohre.
19 Uhr 12. Geduld! Es wird schon schief gehen! Und ganz schön knallen, und unter dem Stahlhelm fängt sich noch der Knall. Etwas Bammel hat man doch.
19 Uhr 15. Noch immer keine Ballons zu sehen! Geduld! Geduld! Früher hat er schon mal auf



Luftsäcke geschossen. Heute werden es nur Ballons sein. Offenbar will man kein Risiko mit den Reservisten eingehen. Aber wir werden's schon zeigen!

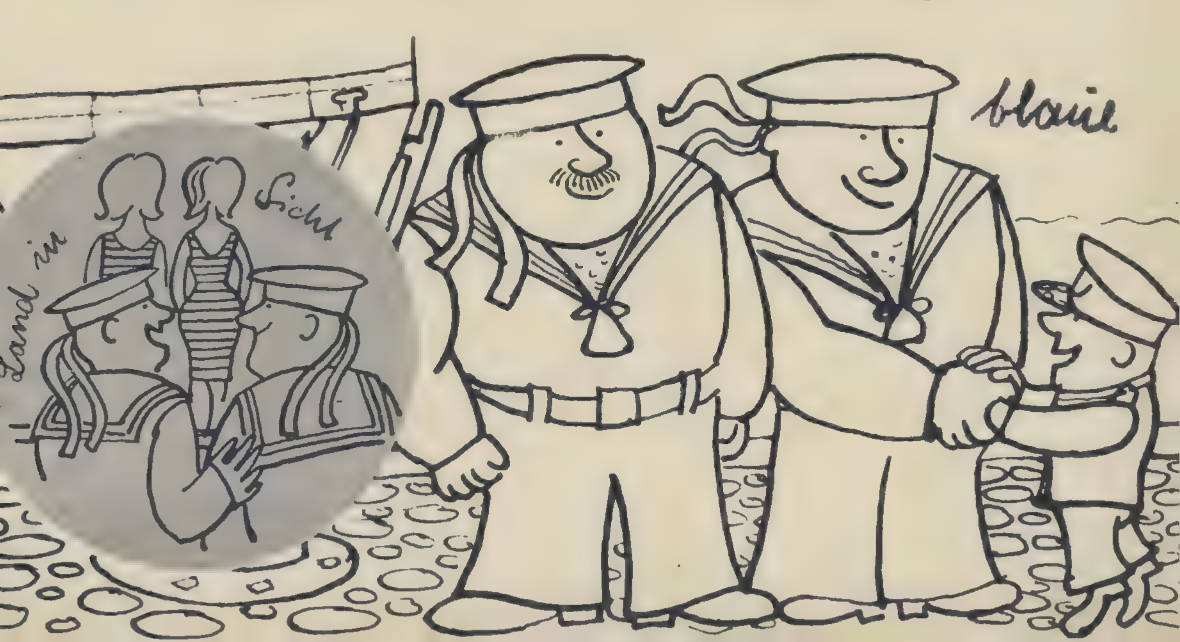
19 Uhr 20. Geduld! Gedul... Stieg da nicht vom Führungsschiff ein Bündel Ballons rasch gegen die Regenwand? Kaum größer als Luftballons erscheinen sie. Und schon ziehen Granaten die Leuchtspur in den regenverhangenen Himmel, zerreißt ein dumpfer Knall die Ruhe vor dem Sturm. Immer heller und lauter werden die Abschüsse, und dann ist er an der Reihe. Der erste Schuß liegt weit hinter den Ballons, die rasch vorbeitreiben. Gespannt, ja verbissen ist das Gesicht, die Bakkenknochen treten hervor. Ein ruckartiges Schwenken des Geschützes — und wieder eine Leuchtspur.

Alle Schüsse lagen hinter den Ballons, die letzten aber nicht mehr weit. Und nicht nur der Volltreffer gilt bei den kleinen Ballons als gutes Ergebnis. Deshalb bemängelt der kontrollierende Maat auch nur: „Das war ja nur Einzelfeuer und keine Feuerstöße!“ Er ärgert sich selbst. Ja, könnte er gleich noch einmal schießen, er wäre nicht so verkrampft. Aber so bleibt nur der Ärger. Den ein Witzbold, der seinen Kopf durch eine Luke aus dem Maschinenraum steckt, noch mit den Worten nährt: „Blinde Henne!“ Er weiß, daß er selbst Schuld hat, aber er sagt: „Der Regen! Ein Tropfen auf der Kimme, und du siehst falsch. Man denkt auch, das Schiff fährt ruhig, aber durchs Visier merkst du, wie es schaukelt.“

Indes hat der Geschützführer Henke seinen Platz eingenommen. Früher fuhr er auf einem TS-Boot. Auf den großen Pötten ist der Zusammenhalt nicht so gut, meinte er. Kein Wunder, daß er noch immer so denkt! War er doch auf dem Schiff ganze acht Wochen, auf dem Boot aber zweieinhalb Jahre.

Wieder kommt eine Ballongruppe backbords entlang, wieder kommt der Schießbefehl, und wieder bellt das Geschütz. Der erste Feuerstoß liegt weit hinter dem Ziel. Fast elegant folgen die Zwillingsrohre den Ballons, gleichmäßig wie ein Erdölbohrer, an dem Reservist Henke sonst arbeitet. Nach dem letzten Feuerstoß aber ertönt ein Geschrei wie nach einem Tor auf dem Fußballplatz. Gesetzte Familienväter auf Achterdeck und Brücke schreien und winken. Weitab fallen indes die Reste dreier zerfetzter Ballons in die See, und von der Brücke ruft einer: „Das macht 'ne Flasche.“ Und Geschützführer Henke darauf, nicht protzig, sondern eher verlegen: „Jetzt werde ich noch bestraft, weil ich so gut bin.“ ...

Es ist Nacht geworden. Um 23 Uhr wird die Wache übergeben. Ein Teil der Mannschaft steigt in die Kojen, nachdem er Gefechtssuppe gelöffelt hat. Um zwei ist wieder Wachübergabe und um drei: „Gefechtsalarm“. Es beginnen seemännische Manöver: „Mann über Bord!“ — „Mann ist gefischt!“ — „Kutter klar zum Auslegen!“ usw. 3 Uhr 43: „Bereitschaftsstufe II!“ Ein Teil kann ins Unterdeck. 4 Uhr 02: Wieder „Gefechtsalarm!“ 5 Uhr 10: „Beginn der teilweisen Entaktivierung!“ Ein pausenloser Wechsel zwischen Hasten und Warten, Warten und Hasten. Mehr als eine Handvoll Schlaf hatte keiner. Die Gesichter sind nicht mehr rosig wie bei der Ausfahrt — nicht nur wegen der Dämmerstunde. Sie sind auch trocken und faltig geworden — nicht nur von der salzigen Seeluft. Humor aber ist, wenn man trotzdem lacht. Als die vom Maschinenraum, die dort unten unter der Schutzmaske jeden Gedanken an den Urlaub verlieren, zur „sanitären Betreuung“ marschieren, erzählt einer: „Bei einer Übung bekam ich mal einen Zettel in die Hand gedrückt: ‚Beinverwundung!‘ Das war vielleicht ein Job! Ich blies im Revier Ringe. Neben mir lag einer mit einem ‚Bauchschuß!‘ Als der einen Zug abhaben wollte, wetterte der Sani: ‚Mit einem Bauchschuß rauchen? Du bist wohl lebensmüde?‘“ ... Bald danach sollte es eine sanitäre Betreuung geben, die nicht nur „Ernst“ der Übung, sondern Ernst war, wenn auch nicht ernst. Der sich dann die Hand verbinden lassen muß, der Leitende Ingenieur, sagt: „Spaß macht es, wenn ich mit weißen Handschuhen in den Maschinenraum steigen kann. Aber



unser Schiff ist nicht das allerneueste. Doch lernt der Reservist hier, was er auf der Schule nicht lernt. Hier ist ein Übermaß an Wachsamkeit notwendig." Und wenn dies schon auf freier See gilt, um wieviel mehr dann in einer engen Fahrrinne mit starkem Verkehr, bei einer Revierfahrt, wie sie um 7 Uhr 32 begann . . .

Die Geschützbedienungen dösten auf Deck vor sich hin. Obermatrose Lemmer dachte an sein Neugeborenes. Sie hatten vor eineinhalb Jahren schon eins. Es lebte nicht mehr. Wer konnte schon verstehen, was ihm das Kind und was das Kind für seine Ehe bedeutet! Nicht einmal hatte er Landgang genommen, aber 14- oder 15mal in Karl-Marx-Stadt angerufen. Und übermorgen würde er bereits . . . Ungestört malte seine Phantasie die Bilder. Was über und unter ihm, auf der Brücke und im Maschinenraum vor sich ging — er wußte es nicht. Dennoch waren es die kritischen Minuten des Törns, eine Störungskette, eine Kettenreaktion, wie sie der Kommandant in seiner sechsjährigen Fahrenszeit noch nicht erlebt hatte.

„7 Uhr 48: Backbordmaschine stoppen, Getriebeschmierölpumpe ausgefallen / 7 Uhr 52: wieder klar! / 7 Uhr 53: Schiffsführungsanlage ausgefallen / 7 Uhr 55: Wieder klar! / 7 Uhr 55: Steuerbordgetriebeanlasser ausgefallen / 7 Uhr 58: Wieder klar."

In diesen 10 Minuten, über die das Gefechtstagebuch so lakonisch berichtet, geschah auch dies: Matrose Henke war einer der Ältesten und Gemütlichsten an Bord — das verriet schon seine Figur. Als seine Maschine plötzlich streikte, stürzte er davon, und es war kaum zu glauben, wie schnell er den Niedergang hinauf und zur Kammer des Leitenden Ingenieurs kam.

Immer sind bei einer Revierfahrt beide E-Werke parallel geschaltet, um beim Ausfall des einen das andere einsetzen zu können. Auch arbeiten alle drei Maschinen im Parallelbetrieb. In Sekundenschnelle waren bei zwei Generatoren die Sicherungen herausgeflogen, und die letzte Maschine bekam die ganze Last. Es gehörte große Sachkenntnis dazu, die Notschaltung herzustellen. Als der Leitende Ingenieur den Niedergang hinunterrutschte, hatten die Reservisten-Maschinisten den Schaltungsschaden bereits erkannt und behoben. Aber die Schmierölpumpe war defekt: Die Leitung mußte unterbrochen werden. Sekunden waren entscheidend: Die kupferne Leitung mußte also abgerissen werden. Der Ingenieur und der Reservistenmaat Lerch wissen nicht mehr, wer es als erster sagte, beide hatten sie aber zugleich die Erkenntnis, und beide faßten zugleich an.

Alles geschah rascher als man es zu Papier bringt. Nur Minuten waren vergangen, da lächelte der Kommandant auf der Brücke wieder. Der Ausfall der Schiffsführungsanlage hatte Blindfahrt bedeutet, und in einer Fahrrinne kann einem nichts Ärgeres passieren.

Der Kanonier Lemmer träumte an Deck noch immer beruhigt von seinem Kind und seiner Frau.

Im Maschinenraum aber wischten sie sich den Schweiß von der Stirn, und ein Witzbold sagte schon wieder: „Wegen meiner könnte der Seetörn noch vier Wochen dauern, wenn ich nur übermorgen zu Frau und Kindern komme."

Der Ingenieur aber sagte, auf seine aufgerissene Hand weisend: „Lerch hat nicht nur Bärenkräfte, er war auch geschickter als ich." Und unter vier Augen: „Es sind alles Maschinenfacharbeiter im Maschinenraum. Der eine hat zwar den Kopf verloren — aber jeder an meiner Stelle würde sich um diese Truppe reißen." . .

Als das Schiff wieder im Hafen festgemacht hatte und das „Feuer ausgemacht" war, eilten die Fußballer zum fälligen Kampf. Ob sie auf dem grünen Rasen gut aussahen, hat mich nicht mehr interessiert. Auf See waren sie eine Mannschaft, deren Teile aufeinander angewiesen waren und deren Handeln zusammenlief — auch wenn sie es manchmal gar nicht gewahr wurden. Sie bildeten eine Mannschaft, mit der jeder Kommandant auch als Stammbesatzung zufrieden wäre.



Zeichnungen: Paul Klimpke



Fünf Genossen
(Grenzbrigade),
eingespielt als
flotte Band,
wollen hier ein
Ständchen bringen
im Sowjetski-Regiment.



Nicolai hat heut
Geburtstag
(Freundschaft bindet
die Genossen),
doch es ist noch
vor dem Wecken,
und das Tor
ist zugeschlossen.



Trost





Jeder sieht' dem
Kapitän an,
daß er einen Spaß
verstehn kann.
Und die Grenzer
(jetzt befangen)
werden wohl
zum Ziel gelangen.



Spricht die Woche:
„Über Ständchen
ich in Vorschrift
nix gesehn,
doch Musik charosch,
Towarisch,
und ich holen
Kapitän!"

ein Geburtstag







Und Punkt Sechse
(staune, höre!)
rauscht der Luftstrom
durch die Röhre,
hackt der Rhythmus,
daß es rummst
und Geburtstags-Nicolai
(ganz verstört
als er das hört)
aus dem schmalen
Bette plumpst.



Ob Geburtstag
oder Hochzeit;
Frühsport hält
den Corpus fit;
wer viel Luft braucht
(für das Saxo)
reiht sich ein
und macht gleich mit.





Heide, die hier mit
im Bund ist
(Tänzerin vom EWE),
kommt jetzt nach
und kam (weil Grund ist)
noch auf einen
Torten-Dreh.

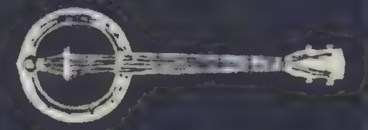




Torte ist beliebt
bei vielen,
doch man sieht
die jungen Leute
ebenso nach Heide schielen,
die sich nicht nur
drüber freut,
sondern auf 'ne
List verfällt
und sich einen
Twist bestellt;
denn es fehlt ja
noch zur Stunde
die Geburtstagsehrenrunde.



Der Dienst für Nicolai
geht weiter,
und der Twist
ist längst verklungen.
Doch der Nic
ist weiter heiter:
„Charascho,
das war gelungen!"



Helmut Stöhr

Aktion „Whitehall"

Nach Tatsachen frei erzählt
von J. C. Schwarz

Gedemyn sieht auf die Uhr. Es ist die im Funkspruch bezeichnete Stunde. Eine Stunde zuvor hat er durchgegeben: „Whitehall, Whitehall, hier spricht Brücke, es ist alles bereit. Ende." Whitehall hat geantwortet: „Wir haben verstanden. Wir starten in einer Stunde. Ende." Aber sie haben nicht gesagt, von welchem Punkt aus sie starten, und das ist richtig so, aber Gedemyn, der selbst Flieger bei der polnischen Luftwaffe gewesen ist, bevor die Nazis Polen überrannt haben, kann nun nicht ausrechnen, wann sie hier sein werden. Er sieht auf die Uhr und weiß nur eins: daß sich irgendwo ein englisches Transportflugzeug erhebt, um die polnischen Wälder anzufliegen und diese Waldwiese zu erreichen, die für die geheime Landung bestimmt ist.

Es ist Juli 1944. Seit viereinhalb Jahren kämpft die polnische Widerstandsbewegung gegen die Naziokkupanten. Gedemyn, als er erkannt hatte, daß alles verloren war, ging mit vielen seinesgleichen in die Wälder. In der ersten Zeit haben sie nicht mehr tun können als sich zu verstekken. Aber nach und nach haben sie sich durch waghalsige Unternehmungen in den Besitz deutscher Waffen gebracht, und immer mehr mutige Männer schlossen sich ihnen an. Heute kann man sagen, daß sie eine wahre Volksbewegung geworden sind, und Tausende einfacher Menschen überall im besetzten Polen helfen ihnen und übernehmen die verschiedensten Aufgaben.

Nur so ist es zu erklären, daß die „Operation Whitehall" bis zum augenblicklichen Stand vorbereitet werden konnte.

Es regnet seit Tagen. Das Wetter ist nicht sehr gemütlich, der Waldboden ist aufgeweicht. Gedemyn macht sich Sorgen. Vor fünf Jahren, als die polnische Luftwaffe noch existierte, ist er selbst einmal mit einer leichten Maschine auf dieser Waldwiese gelandet, zusammen mit zwei anderen polnischen Maschinen. Aber das Wetter ist besser gewesen und der Waldboden einigermaßen fest. Damals haben sie solche improvisierten Notlandungen geübt, weil ein Flieger mit jeder Situation fertig werden muß. Keiner von ihnen hat geahnt, daß das Ende so schnell kommen und daß es so gräßliche Formen annehmen wird. Jetzt soll hier, auf diesem aufgeweichten Boden, ein englisches Transportflugzeug heimlich landen und heimlich wieder fortfliegen, und in nur zwei Kilometern Entfernung liegt die nächste Wehrmachtsgruppe. Das ganze Gebiet ist mit Nazi-Reserven vollgestopft, die an die Ostfront geworfen werden sollen, um den Vormarsch der Sowjetarmee aufzuhalten. Außerdem durchkämmen SS-Einheiten die Wälder auf der Suche nach polnischen Partisanen. Über 400 bewaffnete polnische Patrioten, zum Äußersten entschlossene Männer, sind zusammengezogen worden für die „Operation Whitehall" und stehen unter Gedemyns Kommando. Sie haben sich rings um die Waldwiese verteilt und kauern in allen möglichen Erdlöchern und Verstecken, einige sitzen als Spähposten, gut getarnt, im Wipfel alter Bäume. Das Schicksal dieser Männer, das Gelingen der „Operation Whitehall" liegen in Gedemyns Händen. Und jetzt dieser federnde, sumpfig nasse Waldboden, der sicher die Räder des landenden Flugzeugs festhalten wird.

■

Es ist erstaunlich, wie sie in den Besitz der nichtexplodierten Nazirakete gekommen sind. Seit Beginn des Jahres 1944 wußte man, was in dem Sperrgebiet um Blizna vor sich ging. Faschistische Sondereinheiten waren eines Tages erschienen und hatten in fieberhafter Eile ein Gebiet von etwa 60 Quadratkilometern, das sich von Blizna in Form eines großen Kreissektors bis an den nordöstlich gelegenen Bugbogen erstreckte, abgeriegelt. Mit der üblichen Brutalität wurden die Einwohner von Blizna und benachbarten Dörfern evakuiert und verschleppt. KZ-Häftlinge, mit Peitschenschlägen angetrieben, mußten in Blizna betonierte Anlagen errichten und wurden nach deren Fertigstellung fortgeschafft und wahrscheinlich umgebracht. Um die alliierten Flieger zu täuschen, war neben Blizna ein Tarndorf entstanden, wo Gipshunde in der Sonne lagen, Wäsche auf den Leinen hing und angeschnallte Puppen auf den Bänken saßen. Auf besonders langen Eisenbahnwagen fuhren große, sorgfältig verhüllte Körper in das Sperrgebiet, und mit Reif überzogene Kesselwagen rollten täglich nach Blizna. Die in entfernten Dörfern verbliebenen Polen berichteten an die Zentrale in Warschau, daß es täglich seltsame, von Blizna ausgehende Explosionen gab, daß nach lang anhaltendem grollendem Donner dunkle Rauchwolken aufstiegen, aus deren wie „erfroren" stehenden Blitzen sich bedächtig länglich schwarze Körper lösten und davonsegelten. Zuerst dachte man, daß sie in nordöstlicher Richtung flogen und im Raum von Siedlce östlich von Warschau niedergingen.



Aber man bemerkte bald, daß sie in Richtung Sarnaki flogen und dieses Dorf mit seinen 1000 Einwohnern als lebende Zielscheibe diente. Zum Glück erreichte keine der verbrecherischen Raketen ihr Ziel, nur ein Mann wurde getötet und eine Frau verletzt, als eine der Raketen bis auf 300 Meter Entfernung an Sarnaki herankam.

Fünf Monate vor Errichtung des Sperrgebietes bei Blizna, im August 1943, an einem sonnenklaren Herbsttag, hatte es in Peenemünde auf Usedom Fliegeralarm gegeben. Die Wissenschaftler, Techniker, technischen Angestellten. Verwaltungsbeamten und Angehörigen der hier stationierten SS-Einheit waren im Laufschritt in die Bunker geeilt. Die Sirenen heulten genau 11 Uhr 50, zehn Minuten vor 12, und die Küstenüberwachung gab per Funk durch, daß starke Bombergeschwader der RAF auf ihrem Weg in Richtung Südost Peenemünde überfliegen würden. Seit Wochen zogen jeden Mittag um die gleiche Zeit englische Bomber über den Himmel Peenemündes hinweg ins Innere Deutschlands. Man betrachtete es als Erfolg der guten Tarnung Peenemündes und seiner baulichen Anlagen und als Erfolg der sorgfältig durchgeführten Geheimhaltung aller Vorgänge im Sperrgebiet Usedom, daß die RAF-Bomber den Raum über Peenemünde durchflogen, ohne eine einzige ihrer Bomben auf dieses Objekt zu verschwenden. Zwar lief man befehlsgemäß in die Unterstände, wenn Fliegeralarm gegeben wurde. Aber es wurde nur als Störung der Arbeit gewertet, nicht als Gefahr. Man rauchte eine Zigarette, wechselte ein paar Scherzworte und kehrte nach der Entwarnung zur Arbeit zurück. Die Flak-Abwehr, die ungewöhnlich stark war, hatte den Befehl bekommen, die englischen Bombergeschwader unbehindert vorüberziehen zu lassen und nicht durch Abwehrfeuer die Aufmerksamkeit der Engländer auf diesen Ort zu lenken.
Da, plötzlich, am Mittag des schönen Augusttages, ging das Höllentheater los. Tonnen von Sprengstoff wurden von der RAF über Peenemünde ausgeschüttet. In wenigen Minuten gingen alle Gebäude und Abschußrampen trotz ihrer guten Tarnung in Rauch und Flammen auf. Die „Heeresversuchsanstalt Nord" der Naziwehrmacht hatte zu bestehen aufgehört.

Seit 1939 wußten die Engländer, was in Peenemünde, im Sperrgebiet Usedom, vor sich ging. Im Oktober, wenige Tage vor dem Überfall auf Polen und dem Ausbruch des Krieges, wurde im Briefkasten der englischen Botschaft in Oslo ein in deutscher Sprache abgefaßtes Schriftstück gefunden, dessen Verfasser unbe-



kannt war. Das Schriftstück erregte in englischen Fachkreisen großes Aufsehen.
Der englische Militärattaché in Oslo wußte nicht, was er mit dem Dokument anfangen sollte, aber er fühlte, daß es wichtig war. Ein herbeigerufener Übersetzer, der das Schriftstück ins Englische übertrug, verhehlte nicht, daß es ihm Schwierigkeiten bereitete, die vielen physikalischen und chemischen Spezialausdrücke ins Englische zu übersetzen. Was hier vorlag, war die Arbeit eines deutschen Wissenschaftlers, der sich an die Engländer gewandt hatte, um sie über den Stand der deutschen Raketenforschung und Radartechnik zu unterrichten. Ausdrücklich wurde auf Peenemünde hingewiesen und auf den Leiter der nazistischen „Heeresversuchsanstalt Nord" Wernher von Braun. Der englische Militärattaché in Oslo sandte das Schriftstück mit einem diplomatischen Kurier schnellstens nach London.
Hohe Regierungsbeamte, bedeutende Wissenschaftler der englischen Rüstung lernten das Dokument kennen, das in die Geschichte des zweiten Weltkrieges unter der Bezeichnung „Oslo-Bericht" einging.
Der Direktor des wissenschaftlichen Geheimdienstes im britischen Kriegsministerium, Prof. Reginald Victor Jones, wurde beauftragt, darüber ein Gutachten abzugeben.
Es gab hier seiner Meinung nach drei erstaunliche Tatsachen. Die erste Tatsache: Die völlige Ahnungslosigkeit der Engländer in bezug auf den Stand der deutschen Forschung. Bisher hatte man in England geglaubt, die Entwicklung der Radartechnik sei ein Privileg der englischen Wissenschaft. In dem Bericht wurden Details der Funkortungs- und Entfernungsmeßtechnik der nazistischen Wehrmacht preisgegeben, die den Vorstellungen der Engländer über ihre wissenschaftliche Vorrangstellung einen empfindlichen Schlag versetzen mußten. Über die Flügelgeschosse, die Wernher von Braun in Peenemünde erprobte und mit denen man unbemannte, Tonnen von Sprengstoff tragende Raketen nach England abschießen zu können glaubte, mußte Prof. Jones lächeln. Er glaubte nicht daran, daß das glücken würde. Die zweite Tatsache: Das große Wissen des Berichtschreibers, der auf allen Gebieten der modernen Forschung Bescheid wußte und seine Mitteilungen mit größter wissenschaftlicher Gründlichkeit vorbrachte. Und die dritte und erstaunlichste Tatsache, zumindest für den Geschmack Prof. Jones: Die Übergabe dieser sensationellen Mitteilungen war nicht mit Geldforderungen irgendwelcher Art verbunden, vermutlich stammten sie aus der Feder eines Idealisten, der die Welt vor der deutschen Rüstung warnen wollte.
In diesem Sinne verfaßte Prof. Jones sein Gutachten. Aber er mußte erleben, daß es zusammen mit dem „Oslo-Bericht" in den Tresoren des Kriegsministeriums verschwand. Erst vier Jahre später kam es zur RAF-Aktion gegen Peenemünde, eine Zeit, in der Wernher von Braun ungestört experimentieren konnte. Dem Druck der geheimen Nachrichten, der Aussage zahlloser Luftaufnahmen hatte sich die englische Kriegsführung nicht länger widersetzen können.
Nach dem Krieg versuchte Prof. Jones herauszubekommen, wer der Verfasser des „Oslo-Be-



Illustrationen: Karl Fischer

richtes" gewesen war. Er trat mit der Schilderung dieser Angelegenheit in die Öffentlichkeit, schrieb und redete darüber, in der Hoffnung, daß sich der Verfasser jetzt melden würde. Aber es meldete sich niemand, weil der Wissenschaftler, Humanist und Widerstandskämpfer Prof. Dr. Hans Heinrich Kummerow zusammen mit anderen Mitgliedern der Schulze-Boysen-Harnack-Widerstandsgruppe im Herbst 1943, in derselben Zeit, in der die Installationen Peenemündes von der RAF dem Erdboden gleichgemacht wurde, sein Leben unter dem Beil des Nazihenkers in Plötzensee ließ.
Aber es war ein Irrtum, wenn die RAF geglaubt hatte, mit der Zerstörung von Peenemünde die deutsche Raketenforschung ein für allemal unter dem Teppich der Bomben begraben zu haben. Kaum drei Monate nach dem Angriff kamen aus Frankreich und Polen die ersten Nachrichten über neue Abschußrampen und Raketenversuchsstationen in verschiedenen Teilen des nazistisch besetzen Europas. Besonders hartnäckig waren die Nachrichten aus Warschau gewesen, die sich auf das neue Versuchsgelände der braunschen Raketenforschung bei Blizna bezogen.

Seit Anfang 1944, seit Beginn der Explosionen über dem Sperrgebiet von Blizna, schmuggelten Hunderte von Partisanen, Kurieren, symphatisierenden Bauern Teile der niedergegangenen und geborstenen Raketen unter Lebensgefahr durch die deutschen Sperren hindurch und brachten sie nach Warschau in die Zentrale der Widerstandsbewegung. Aus dem Schrotthaufen, der sich sammelte, suchten polnische Wissenschaftler, in Kellern unter den Stiefeln der patrouillierenden SS und Sicherheitspolizei, das Brauchbare heraus und nahmen Analysen vor, deren Ergebnisse, auf Mikrofilme gebannt, in ausgehöhlten Preßkohlen und Stiefelabsätzen England erreichten. Aber wieder, wie im Fall Peenemünde, glaubten die Engländer nicht, wieder war es schwer, sie zu überzeugen. Sie wollten eine Rakete haben oder Teile einer Rakete, um die Angaben der polnischen Wissenschaftler nachprüfen zu können.

Endlich gelangte die Widerstandsbewegung in den Besitz einer kompletten und unversehrten Rakete. Vor drei Monaten, im April 1944, war eine Rakete in der Nähe des Dorfes Mezenin im morastigen Gelände am Ufer des Bug niedergegangen und eingesunken, ohne zu explodieren. In den nächsten Tagen wurden sämtliche deutschen Suchkommandos des Sperrgebietes in Bewegung gesetzt, um nach der verschwundenen Rakete zu fahnden, aber vergeblich, die Rakete blieb verschwunden. Die Deutschen ahnten nicht, daß ihnen die Partisanen zuvorgekommen waren. Eine rasch herbeieilende Gruppe hatte die Einschlagstelle fotografiert sowie die Rakete selbst und sofort mit ihrer Zerlegung und Fortschaffung begonnen. Der Raketenofen, der eine halbe Tonne wog, wurde am seichten Bugufer unter Sand und eingesteckten Weidenzweigen verborgen.

Fieberhaft arbeiteten die polnischen Wissenschaftler an der Analyse und Zusammensetzung der diesmal gut erhaltenen Raketenteile. Beim

Fortsetzung auf Seite 80



NEUHEITEN auf Rädern

SKOT ist kein Schotte

Schlägt man in einem tschechischen Wörterbuch nach, um zu erfahren was SKOT im Deutschen bedeutet, findet man zwei Erklärungen: Vieh und Schotte.

Dennoch ist der neue Schützenpanzer OT-64, eben SKOT genannt, weder ein Vierbeiner, noch einer mit Dudelsack und kariertem Röckchen. Er ist Vierachser und Tscheche!

SKOT ist eine in der Militärsprache gebräuchliche Abkürzung für „mittlerer Schützenpanzer auf Rädern".

Die zwei Vorderachsen des SPW sind lenkbar, und alle acht einzeln aufgehängten Räder werden angetrieben. Selbst wenn die Reifen von MG-Garben durchschossen werden, beeinträchtigt das nicht die Fahreigenschaften des OT. Der Fahrer kann mit Hilfe einer Regelanlage den Luftdruck zentral regulieren. Damit bewegt sich der SPW auch auf vereisten Straßen völlig sicher.

Die Kletter-, Steig- und Grabenüberschreitfähigkeit des SKOT ist keinesfalls geringer als die eines Kettenfahrzeuges: 30 Grad Steigungen, zwei Meter breite Gräben und 50 Zentimeter hohe Schneedecken sind keine ernsten Hindernisse. Die Höchstgeschwindigkeit liegt bei 100 km/h auf Straßen und bei 55 km/h im Gelände. Auf dem Wasser beträgt sie rund 10 km/h.



Der SKOT oder OT-64, ein modernes Räderfahrzeug von Format. Bei Testen wurden aus MPi und MG lange Feuerstöße direkt in die Räder abgegeben. Der SKOT fuhr unbeirrt weiter, erreichte das Wasser und zeigte dort, was er in diesem Element zu leisten vermag.

Angetrieben wird das Fahrzeug von einem luftgekühlten Dieselmotor, der auch die zwei Schrauben am Heck treibt. Der Aktionsradius beläuft sich auf 600 Kilometer.

Die hermetisch dichte, voll gepanzerte Wanne gewährt 20 Schützen sicheren Schutz vor Infanteriegeschossen, Granatsplittern und Gesteinsbrocken. Der Gefechtsraum kann luftdicht verschlossen werden, und durch eine Filter- und Ventilationsanlage wird es der Besatzung ermöglicht, ohne Schutzmaske und -anzug verseuchte Abschnitte zu überwinden.



TATRA 813, ein fahrender Koloß

Nicht zu Unrecht wird das neue Zugmittel TATRA 813 „Koloß" genannt. Mit seinen respektablen Ausmaßen – Länge 9 m, Breite 2,5 m, Höhe 2,8 m – degradiert es jeden Kübelwagen zum Autoskooter eines Rummelplatzes, jeden normalen LKW zum Kleintransporter.

20 Vorwärts- und vier Rückwärtsgänge stehen

dem Fahrer zur Verfügung, um mittels einer elektropneumatischen Schaltung des Zusatzgetriebes die gewaltige Motorkraft von 270 PS unter den verschiedensten Fahrbedingungen auszunutzen.

Auf Straßen erreicht der motorisierte Riese eine Geschwindigkeit von 75 km/h, im Gelände von 50 km/h. Er schafft spielend Steigungen über 30 Grad, und im Winter machen ihm meterhohe Schneewehen nichts aus.

Das vierachsige Fahrwerk hat zwei lenkbare Achsen (vorn), der Luftdruck der acht Räder kann vom Fahrer während der Fahrt geregelt werden.

Der „Koloß" ist ein Mehrzweckfahrzeug, das vorwiegend als Artillerie-Zugmittel eingesetzt wird. Seine Tragfähigkeit beträgt 23 t, seine Zugkraft 10 . . . 20 t.



Der Name TATRA besagt schon genug: Qualität, Leistungsstärke, Weltniveau. Der Beiname „Koloß" charakterisiert den Riesen treffend.

In unserer Rubrik „Militärtechnische Umschau" konnten wir kürzlich nur in etwa über die neuen Gefechtsfahrzeuge der Tschechoslowakischen Volksarmee informieren. Durch die Hilfe unserer Prager Freunde sind wir jetzt in der Lage, ausführlicher die Neuheiten auf Rädern und Ketten vorzustellen.

OT-62, schwimmender Stahl

Durch die Modernisierung des sowjetischen Schwimm-SPW entstand das vollgepanzerte Schwimmfahrzeug OT-62. Seine Vorzüge bestehen in der großen Beweglichkeit auf Straßen, im Gelände und im Wasser. Das Feuer wird während der Fahrt aus dem Kampfraum geführt. Die Konstrukteure wurden den Anforderungen des modernen Gefechts gerecht, indem sie Wanne und Kampfraum hermetisch abdichteten und wie beim OT-64 eine Filteranlage einbauten. Dadurch entsteht im Innern des Fahrzeuges ein Überdruck, der das Eindringen verseuchter Luft verhindert.

Der OT-62 wird von einem sehr leistungsstarken Viertakt-Dieselmotor angetrieben. Das synchronisierte Getriebe hat Fünfgangschaltung.

Ein Vergleich dieser neuen Fahrzeuge unserer tschechoslowakischen Waffenbrüder mit denen der NATO-Armeen zeigt, daß sowohl der OT-62 als auch der SKOT und „Koloß" jenen ohne weiteres überlegen sind. Bl./Fu.

Setzt man für den Vollketten-SPW OT-62 den Leistungswert von 100, dann schneiden die Fahrzeuge gleicher Zweckbestimmung der NATO-Armeen nicht gerade glänzend ab.
OT-62: 100; M 113 (USA): 87,8; SPW lang (WD): 80,4; AMX (Frankr.): 62; M-59 (USA u. WD): 48,7. ▶



und Ketten





Hier müssen sie vorbeikommen! Der Rückweg ist den Flüchtigen bereits abgeschnitten.

◄ Ein Fährtenhund ist an der Grenze einfach unbezahlbar.



Geflohen in Richtung BABYLON

Von AR-Korrespondent Major JIŘI BLECHA, Prag

Der von Domažlice kommende Autobus hielt in Česká Kubice, unweit der tschechoslowakisch-westdeutschen Grenze. Für die meisten Passagiere war des Fahrers lauter Ruf: „Endstation" völlig überflüssig. Vielleicht rief er trotzdem, weil er außer seinen ständigen „Reisenden" einige unbekannte Gesichter sah. In den Sommermonaten ist das nichts Ungewöhnliches. Der See „Babylon" und die umliegenden Erholungsorte werden zu dieser Jahreszeit von vielen Menschen aus der ganzen ČSSR besucht.

Es stiegen also an der Endstation über ein Dutzend Leute aus. Die meisten von ihnen eilten schnell nach Hause, und niemand achtete besonders auf die beiden jungen Burschen, die auf der asphaltierten Straße allein zurückblieben. Nein, sie gingen nicht gemeinsam des Weges. Einer schlenderte gemächlich in der Richtung davon, aus welcher der Autobus ihn gebracht hatte; der zweite schlug die entgegengesetzte Richtung ein. Und doch gehörten die beiden zusammen. Nach einer knappen halben Stunde trafen sie sich im Wald unterhalb von Kubice.

Der Genossenschaftsbauer Ondrej Kuzma ging zu dieser Zeit gerade Schritt für Schritt über den Hang der Bergwiese und wendete mit seit altersher üblichen Bewegungen das Heu. Seine

beiden Töchter, Helena und Margita, ließen ein Stück seitlich von ihm ihre Harken auf und nieder tanzen. Ondrej Kuzma hatte wieder eine Reihe gewendet, drehte sich um und wollte mit der nächsten beginnen. Plötzlich stutzte er. Auf der entgegengesetzten Seite der Wiese standen am Waldrand zwei junge Männer. Sie verharrten dort, schauten sich in der Gegend um, musterten auch die beiden Mädchen und sprachen dann miteinander.

„Helena, Margita!“ rief Kuzma seinen Töchtern zu. „Geht doch mal zu den beiden Burschen und erkundigt euch, wer sie sind und wohin sie wollen . . .!“

Nur zu gern ließen die beiden Mädchen ihre Harken fallen und liefen zu den Unbekannten hin. Der alte Kuzma wendete indessen sein Heu, beobachtete dabei jedoch aufmerksam, was sich am Waldrand abspielen würde. Die Jahre, die er in dieser Ecke an der Grenze verlebte, hatten an ihm ihre Spuren hinterlassen. Wie übrigens an jedem, der längere Zeit in Grenznähe lebt. Er wurde allem Ungewohnten und Fremden gegenüber empfindsamer und mißtrauischer. Kuzma hatte auch in der Schulung der Grenzhelfer, die er schon jahrelang besuchte, allerhand gelernt. Und dann hatte er ja auch schon eine ganze Reihe eigener Erfahrungen.

. . . Einmal, noch bevor die Grenze durch Grenzsoldaten „besiedelt“ worden war, fuhr Ondrej mit seinem Fuhrwerk aufs Feld, bis in unmittelbare Nähe der Grenze. Er war kaum angekommen und wollte gerade die Pferde ausspannen, da kam von der anderen Seite brummend ein Auto angeholpert, dem zwei Männer entstiegen. Sie gingen direkt auf Kuzma zu.

„Guten Tag, Bauer!“ sagte fast auffällig herzlich der eine von ihnen in fließendem Tschechisch.

„'n Tag!“ antwortete Kuzma etwas verlegen und wollte fragen, was die beiden von der anderen Seite hier wollten. Aber der zweite Mann kam ihm zuvor und sagte: „Lieber Bauer, wir wollen Ihnen die Pferde abkaufen . . . Was sagen Sie dazu?“

„Die Pferde“, wunderte sich Kuzma, „die sind unverkäuflich, meine Herren. Erstens gehören Sie nicht mir, und zweitens . . .“

„Gerade deshalb, weil sie nicht Ihnen gehören, können Sie sie uns doch verkaufen. Sie sagen ganz einfach, sie seien Ihnen hier gestohlen worden — meinetwegen unter Bedrohung mit einer Waffe. Sehen Sie her . . .“

Der Mann griff in die Gesäßtasche und zog ein dickes Bündel tschechoslowakischer Banknoten heraus. Er schlug damit auf den Rücken seiner anderen Hand und setzte fort: „Sie gehören Ihnen, wenn Sie vernünftig sind.“

„Keine Spur, meine Herren, da sind Sie an die falsche Adresse geraten“, lehnte Kuzma empört ab.

„Augenblick, mein Lieber“, sagte da der andere mit drohender Stimme. „Entweder Sie verkaufen uns die Pferde, oder wir reden eine andere Sprache mit Ihnen . . .“ In der Hand des Mannes befand sich jetzt anstelle der Banknoten eine Pistole.

Ondrej stand in diesem Augenblick auf der den beiden abgewandten Seite des Wagens. Er ruckte an den Zügeln, die er in der Hand hielt, und die Pferde schossen galoppierend los.

„Halt, du Bursche!“ schrien ihm die Männer hinterher. „Halt!“ Und wenige Sekunden später krachten Pistolenschüsse. Wie durch ein Wunder wurden weder Kuzma noch die Pferde von einer Kugel getroffen . . .

Die beiden Schwestern unterhielten sich am Waldrand eine Weile mit den jungen Burschen, die auf sie einredeten. „Papa!“ rief schließlich eine der Kuzma-Töchter. „Papa, komm doch mal her! Die beiden haben sich verlaufen!“

Er ging.

„Grenzhelfer!“ sagte Kuzma anstelle eines Grußes. „Habt ihr einen Ausweis?“ Die beiden Unbekannten schauten einander fragend an. Dann sagte einer, anscheinend der Ältere: „Ausweis . . .?“ Er griff langsam in die Brusttasche seiner Jacke und nahm einen abgegriffenen Touristenausweis heraus. Es schien, als wollte er ihn Kuzma reichen; dann überlegte er es sich jedoch anders, drehte sich mit einem Ruck um, und beide flüchteten in den Wald, in Richtung zum See hin.

Ondrej Kuzma war schnell von Entschluß. Allein konnte er die beiden nicht verfolgen; ein Bein machte nicht mehr so recht mit. Auch hatte er schon seine Jahre auf dem Buckel. Er wandte sich daher an die Mädchen: „Lauft schnell hinunter zur Truppe und sagt, daß sich hier zwei Burschen herumtreiben, die wahrscheinlich zur Grenze wollen!“

Er selbst blieb zurück, um den Grenzsoldaten genau zeigen zu können, wo sie den Hund auf die Spur setzen sollten . . .

Zehn Minuten nachdem Kuzma die unbekannten jungen Männer aufgefordert hatte, ihm ihre Ausweise zu zeigen, fuhr ein GAS mit der Alarmgruppe durch das Tor der Grenzeinheit. Er flog geradezu über die Asphaltchaussee, holperte eilig über Feldwege und jagte dann querfeldein zu der Wiese, auf der Kuzma wartete.

Schon nach wenigen Worten wußte Hauptmann Vodička, was sich zugetragen hatte. Dann wies der Alte auf die Stelle, wo die beiden jungen Männer gestanden hatten. Der Hund nahm sofort die Fährte auf, und die Soldaten folgten ihm. Die Spur bog nach einigen hundert Metern von der Grenze ins Landesinnere ab.

„Wir müssen die Kerle stellen, bevor sie sich unter den Urlaubern verlieren“, befahl der Hauptmann dem Hundeführer. Über sieben Kilometer folgte die Gruppe den flüchtenden jungen Burschen. Dann wurden sie, ausgepumpt und überzeugt, die befänden sich in Sicherheit, von den Grenzsoldaten eingeholt und gestellt.

Beide zusammen waren nur wenig über fünfunddreißig Jahre alt und wollten irgendwo im Westen Autorennfahrer werden. Sie hatten von dem Leben dort ebenso illusionäre Vorstellungen wie über die vermeintliche Möglichkeit, die tschechoslowakische Staatsgrenze illegal überschreiten zu können. Und von solchen Menschen wie Ondrej Kuzma hatten sie erst recht keine Ahnung.

Der Tod kam mit der Post

Tatsachenbericht von Rolf Kunze



Vor kurzem erhielt der Kommandeur einer schwedischen Luftwaffeneinheit durch die Post ein Vitaminpräparat zugesandt. Absender war eine bekannte Firma der pharmazeutischen Industrie. Das Medikament versprach Wunder. Da der Offizier überanstrengt war, probierte er die Droge. Nach zwei Minuten war er tot.

Die Untersuchung des Falles ergab, daß es sich um ein gezieltes Attentat handelte. Ein ehrgeiziger Hauptmann wollte sich die Position des Ermordeten erobern. Dazu war ihm jedes Mittel recht.

Die Tat erinnert an ein Verbrechen, das vor rund fünfzig Jahren geschah, und das in der Kriminalgeschichte als einmalig gilt.

Der Generalstabshauptmann Richard Mader gehörte gerade vierzehn Tage dem Wiener Elitekorps an, als er am 15. November 1909 einen vervielfältigten Brief mit einem Pappschäch-

telchen erhielt. Darin bot die Firma Charles Francis, Wien IV., Postfach 13, ein Stärkungsmittel diskreter Art an. Die Wirkung wurde als einmalig und verblüffend angegeben.

Am Nachmittag des gleichen Tages setzte sich Hauptmann Mader in seiner Wohnung an den Schreibtisch und verfaßte folgende Zeilen an seine Braut: „— und so kannst Du kaum ahnen, wie sehr ich Deine Ankunft erwarte. Erst wenn Du hier bist . . .“ Weiter kam er nicht.

Kurze Zeit darauf fand die Wirtin des Offiziers ihren Mieter stöhnend und vor Schmerzen zusammengekrümmt auf dem Teppich liegend vor. Ein sofort herbeigeholter Arzt stellte Herzschlag fest. Die angeordnete Obduktion der Leiche ergab jedoch Vergiftung. Durch Zyankali. Das war ein ungewöhnlicher Fall. Ein junger Generalstäbler begeht Selbstmord durch Gift! Was waren die Motive?

Es gab keine. Mader war gesund, er trank und spielte nicht, war bis zur letzten Stunde lebenslustig und vergnügt gewesen und besaß keinen Heller Schulden. Der Hauptmann galt als besonders intelligent, und nach Beginn der heißumkämpften Karriere stand ihm nicht nur eine glänzende Zukunft, sondern auch eine reiche Heirat bevor. Man stand vor einem Rätsel.

Sollte eine Spionageaffäre den Hintergrund bilden? War der Generalstabshauptmann ermordet worden? Der Apparat der Kriminalpolizei begann zu spielen.

Ein kleines Pappschächtelchen auf dem Schreibtisch wies auf die erste Spur. Und bald ergab sich die überraschende Tatsache, daß zwei weitere junge Generalstabsoffiziere in Wien am gleichen Tage ein gleiches diskretes „Stärkungsmittel“ durch die Post erhalten hatten. Auch ihnen versprach die Firma Charles Francis, Wien IV., Postfach 13, die Wiedererlangung geschwundener Manneskraft durch das Einnehmen der Probepillen. In der Gebrauchsanweisung wurde besonders betont, daß die Oblaten nicht beschädigt, sondern ganz geschluckt werden müßten.

Nur dem Zufall, daß die beiden Offiziere das Reklamemittel achtlos beiseite gelegt hatten, verdankten sie ihr Leben. Eine chemische Untersuchung des Präparates ergab, daß jede Oblate zwei Gramm reines Zyankali enthielt. Damit hätte man leicht ein Dutzend Menschen vergiften können.

Noch in der gleichen Nacht ging eine Warnung an sämtliche Offiziere des Generalstabes: „Vorsicht! Ein Massenattentat ist geplant! Rührt das Stärkungsmittel der Firma Charles Francis nicht an!“

Und tatsächlich: Zehn junge Mitglieder des k. und k.-Generalstabes hatten Giftschächtelchen mit der Post bekommen. Vier wohnten in der Provinz, sechs in Wien. Alle gehörten dem Kriegsschullehrgang 1905 an. Der geplante Massenmord hatte durch Zufall nur ein einziges Opfer gefunden.

Wer war der Täter? Wo mußte man ihn suchen? Wer hate ein besonderes Interesse daran, zehn junge Offiziere zu ermorden?

Die Aufgabe des Chefs der Wiener Kriminalpolizei war nicht leicht. Tatsächlich existierte eine Drogenfirma Charles Francis unter der angegebenen Adresse. Der Inhaber war ein Engländer. Aber bereits die ersten Untersuchungen ergaben einwandfrei, daß er völlig unschuldig an dem Mord war.

Sollte der Täter unter den Offizieren zu suchen sein, die den Lehrgang nicht bestanden hatten oder die aus anderen Gründen beim Avancement übergangen worden waren? In diesem Falle mußte Haß, Wahnsinn, bohrender Neid oder maßloser Ehrgeiz diesen Menschen zu der furchtbaren Tat getrieben haben. Er mußte gehofft haben, in eine der freiwerdenden Stellen einrücken zu können.

Aber weder die Handschrift noch das Papier oder die Schächtelchen ergaben eine Spur. Und die Übergangenen des Kriegsschullehrganges 1905 saßen verstreut in der Provinz in kleinen Garnisonen. Auf dieser Liste, die der Polizei vorlag, standen sechzig Offiziere. Wer davon war der Mörder? Befand er sich überhaupt darunter?

Jeder dieser sechzig Männer wurde geheim unter die Lupe genommen. Bei keinem fand sich auch nur der Schein eines Verdachtes. Schon schien die Affäre einzuschlafen — da tauchte unvermutet die erste Spur auf. Man ging ihr nach — und fand den Mörder. Man glaubte es wenigstens.

Ein elftes Pappschächtelchen wurde gefunden. Hauptmann Haller, einer der zehn „Todeskandidaten“, fand beim Aufräumen ein gleiches Schächtelchen wie das, das er mit Zyankalioblaten bekommen hatte. Ein Freund von ihm, ein Leutnant in Linz, hatte es ihm vor einiger Zeit, mit einem Scherzartikel gefüllt, zum Geburtstag geschenkt. Der Leutnant wurde verhaftet. Er war unschuldig. Doch der Stein kam damit ins Rollen.

Dem Leutnant fiel nämlich nach einigem Nachdenken ein, daß er sich das Pappschächtelchen von seinem Kameraden Adolf Hofrichter erbeten hatte. Und Hofrichter war einer der sechzig Offiziere, die für den Generalstab nicht qualifiziert worden waren.

Drei Tage später ging die aufsehenerregende Nachricht durch die Presse, daß man den Oberleutnant Hofrichter in Linz verhaftet habe. In diesen drei Tagen hatte die Polizei eine Indizienkette zusammengetragen, die für den Beschuldigten zunächst vernichtend erschien. In einem Papierwarengeschäft in Linz hatte er zwanzig Pappschächtelchen und in einer Drogerie Oblaten gekauft. An dem Tage, als die Giftsendungen bei der Post aufgegeben wurden, hatte er sich in Wien aufgehalten. Die Schrift in den vervielfältigten Werbeangeboten wies starke Ähnlichkeit mit der seinen auf.

Als die Vertreter des Wiener Militärgerichts und der Kriminalpolizei dem Oberleutnant Hofrichter die Tat auf den Kopf zu sagten, blieb er völlig ungerührt. Auch die Chance des Selbstmordes, die man ihm nach dem Ehrenkodex jener Zeit gab, ließ er ungenutzt. Mit völlig beherrschtem Gesicht stand er dabei, wie die Kommission seine Wohnung durchsuchte. Mit einem flüchtigen Lächeln verabschiedete er

sich von seiner Frau, die der Entbindung entgegensah, und er rief ihr noch von der Tür aus zu: „Morgen bin ich ganz bestimmt wieder bei dir, Schatz! Es kann – es muß sich ja nur um einen Irrtum handeln ...!“

In den nun folgenden Verhören behauptete Hofrichter immer und immer wieder, daß er völlig unschuldig sei. Gewiß, die Schächtelchen habe er gekauft – um daraus seiner Frau ein Nähkästchen zu basteln. Bereits früher hatte er das getan. Es fanden sich vier derartige Kästchen. Da sein Hund an Würmern litt, habe er Oblaten besorgt, um darin ein Wurmmittel zu verschließen. Tatsächlich fanden sich einige Oblaten mit dem Mittel. Die Reise nach Wien an dem fraglichen Tage habe dem Besuch seiner Schwiegereltern gegolten. Nachfragen ergaben die Richtigkeit seines Alibis. Kein Stäubchen Zyankali fand sich in seinem Besitz.

Dieser tote Punkt in dem Verfahren geriet etwas in Bewegung, als sich ein Fräulein Blacher meldete. Diese Dame wußte zu berichten, daß ihre Schwester, die vor Jahren mit Hofrichter befreundet war, damals von heute auf morgen verstorben sei. Keine Krankheit sei vorangegangen, kein Leiden, nichts. Man grub die Leiche aus. Die Untersuchung ergab, daß die junge Dame eines völlig natürlichen Todes gestorben war.

Jetzt wurden allgemein Zweifel an der Schuld des Angeklagten laut. Aus allen Teilen Österreichs regnete es Vorwürfe, Ratschläge und wie üblich Denunziationen. Die Presse, Parteien und Konfessionen nahmen für und wider den Offizier Stellung. Die Untersuchung wuchs sich in gigantische Formen aus. Die dicken Aktenbände türmten sich zu Bergen. Der Angeklagte beschwor nach wie vor seine Unschuld.

Aber er war müde geworden. Und krank. Ohnmachten stellten sich ein. Krämpfe, Epilepsie. Religiöser Wahn gesellte sich hinzu. Lähmungserscheinungen traten ein, Pupillenstarre, Schlaflosigkeit. Ein Konzilium von Ärzten stellte die Diagnose: Der Angeklagte ist geistig und körperlich völlig gesund. Alles ist Simulation. Andere Gutachter forderten: Hofrichter muß sofort freigelassen werden. Er leidet an Haftpsychose, seine Gesundheitsstörungen sind die Folge martervoller Verhöre und Demütigungen.

Auf Grund einer anonymen Anzeige verhaftete man seine Frau. Sie wurde der Mitwisserschaft bezichtigt. Nach 24 Stunden bereits ergab sich die Haltlosigkeit der Anschuldigungen. Da erschoß sich in Istrien ein Oberleutnant, den man zur Zeugenaussage nach Wien beordert hatte. Auch er gehörte zum Kriegsschullehrgang 1905. Weshalb wählte dieser Offizier den Freitod? Was hatte er zu verbergen? War er der Mörder?

Der Fall wurde immer verworrener und rätselhafter. Die Stimmen, die für die Freilassung Hofrichters plädierten, wurden immer lauter und drängender. Da geschah etwas völlig Uner-

Illustrationen: Kurt Küfer



wartetes. Am 28. April 1910 brachten die Zeitungen die Nachricht, daß Oberleutnant Adolf Hofrichter seine Tat gestanden habe.
Es war eine Befreiung.
Fünf Monate waren seit der Tat vergangen. Endlich hatte der Mörder kapituliert und war restlos zusammengebrochen. Zugleich wurden jedoch Stimmen laut, die nicht an ein freiwilliges Geständnis glaubten. Und diese Stimmen sollten recht bekommen. Am 2. Mai widerrief Hofrichter sein Geständnis. Damit rettete er sich den Kopf. Denn nach dem damaligen Militär-Strafgesetz hob ein Widerruf das Geständnis auf.
In geheimer Sitzung — ohne Anwesenheit des Angeklagten — trat das Kriegsgericht zusammen. Das Urteil lautete auf zwanzig Jahre verschärften Kerker.
Man sah als erwiesen an, daß es Hofrichter ein leichtes gewesen sei, in den Besitz des Giftes zu kommen. Er hatte sich 1908 unter den Truppen befunden, die in Mostar mobil gemacht wurden. Damals hatte man an die Offiziere Gift ausgegeben, damit sie sich eventuell der Gefangenschaft durch freiwilligen Tod entziehen könnten.
Auch im Zuchthaus ließ Adolf Hofrichter keine Ruhe. Er machte Eingaben über Eingaben, unternahm Fluchtversuche, trat in den Hungerstreik. Diesem Aufbegehren folgten Epochen tiefster Depression. Ohnmachten, Geistesverwirrung, Tobsuchtsanfälle. Man brachte ihn zur Untersuchung in eine Irrenanstalt und wieder zurück ins Zuchthaus.
Als seine Frau sich nach zwei Jahren von ihm trennen wollte, brach er restlos zusammen. Sie erhielt Sprecherlaubnis, und er gab sie frei.
Fünf Jahre später spielte eine Wiener Bühne ein Drama. Es hieß „Hofrichter". Der Autor war sein Anwalt. Dieses Stück sollte die Öffentlichkeit an das Schicksal des Verurteilten erinnern. Es blieb ohne Erfolg. Auch die Einleitung eines Wiederaufnahmeverfahrens verlief negativ.
Der erste Weltkrieg brach aus. Adolf Hofrichter meldete sich freiwillig zur Front. Man wies ihn ab. Erst als in den Novemberstürmen des Jahres 1918 das alte Österreich auseinanderfiel, wurde er begnadigt. Mit geändertem Namen tauchte er ins Dunkel.
Damit schlossen sich die Akten über einen Fall, der selbst voller Rätsel war, aber so manchen Aufschluß über die unheilbaren Gebrechen einer sterbenden Gesellschaftsordnung gab.

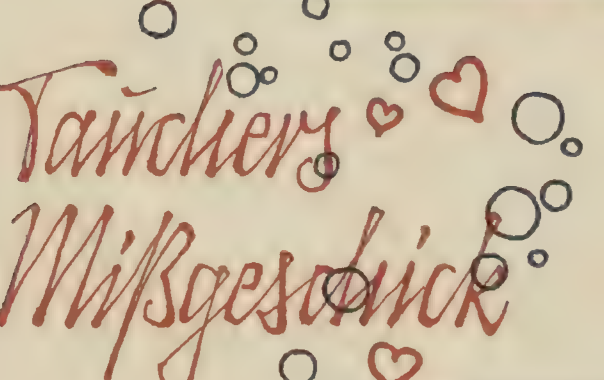
Nacht über Belgrad

Fortsetzung von Seite 10

Vor ihrem Auge erstand der erste Kriegswinter in jenem fernen Städtchen in Mittelasien. Sie dachte zurück an die Zeitungen mit den täglichen Frontberichten: „Nach langen, heftigen Kämpfen gaben unsere Truppen folgende Orte auf...", und sie sah das ungeheizte Atelier, in dem man damals — Gott, wie lange war das schon her! — als die schlimmen Nachrichten von den Fronten kamen, den Film über die ferne Stadt drehte, in der sie jetzt dieses Lied sang. „Hat zu der Zeit wirklich jemand daran gedacht oder gar gewußt, daß wir drei Jahre später in eben dieser Stadt sein würden? Konnte das denn damals jemand ahnen und vorhersehen?" fragte sich Dussja insgeheim. Und sie antwortete eben so still bei sich: Ja — so seltsam das klingt — es hat Menschen gegeben, die das wußten und die daran glaubten. Das muß wohl so gewesen sein, sonst wäre ja nichts von alledem eingetroffen, was in diesen drei Jahren geschehen ist.
Sie beendete ihr Lied. Im Saal herrschte Schweigen, wie gebannt hatten die Gäste gelauscht. Dann aber geschah etwas, was Dussja noch niemals in ihrem Leben widerfahren war. Die Menschen begannen zu klatschen. Ihr Applaus wurde stärker, schwoll immer mehr an. Dann ertönten laute Rufe, und die Menschen im Zuschauerraum erhoben sich nacheinander und applaudierten immer weiter, nun im Stehen. Und Dussja begriff, daß sie nicht davongehen könnte, ohne das Lied zu wiederholen. Hilflos hob sie den Arm vor der tosenden Menge im Saal.
Da verstummte der Lärm ebenso plötzlich und gehorsam, wie er sich erhoben hatte.
In dieser Stille drängte es Dussja, bevor sie das Lied wiederholte, etwas zu sagen, was ihr eben in den Sinn gekommen war.
„Das Lied", sagte sie, einen Schritt weiter nach vorn wagend, „stammt aus einem Film über eure Stadt. Wir drehten den Streifen vor drei Jahren, sehr weit von hier, in Mittelasien, in der Evakuierung. Damals froren wir und arbeiteten unter schweren Bedingungen. Die Deutschen hatten gerade Charkow besetzt. Sie standen vor Moskau. Aber wir drehten den Film trotzdem. Auch ich arbeitete damals in diesem Filmstudio."
Vielleicht, weil sie dabei an sich selbst dachte, stockte sie in ihrer Rede. Und so trat sie verlegen einen Schritt zurück und sagte:
„Ja, also... Ich singe es noch einmal."
Auf der Bühne des Belgrader Volkstheaters stand ein unscheinbares russisches Mädel in Soldatenbluse, mit klobigen Segeltuchstiefeln, und sang mit unsicherer Stimme, die manchmal etwas schrill klang und manchmal versagte, das Lied „Nacht über Belgrad".
Doch im Zuschauerraum rannen die Tränen. Da weinten Männer, die dreieinhalb Jahre Partisanen gewesen waren und oft genug dem Tode ins Auge geblickt hatten.
Wenn ich jetzt an diesen Abend zurückdenke, scheint mir, das Mädchen habe vielleicht nicht besonders gut gesungen. Aber die Menschen weinten.
Das war eigentlich alles, was ich sagen wollte.

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer



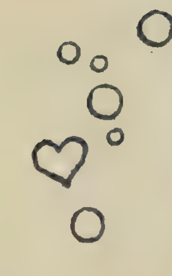


Ein Taucher hat
bei alten Schiffen
im Meer
'ne Nixe aufgegriffen
und bringt sie
(arg voll Triebesbeben)
in einen Park
(zwecks Liebesleben).



(Wer das nicht glaubt, blamiert sich kläglich —
die Liebe macht ja vieles möglich!)

Bald merkt die Nix'
(die ohne Rock ist),
daß er nicht fix
und steif wie'n Bock ist
und ärgert sich
ob der Verkohlung
(dabei liegt's an
der Bleibesohlung).



(Spuckt einer in der Tiefe Blasen,
gilt er noch längst nichts auf dem Rasen!)







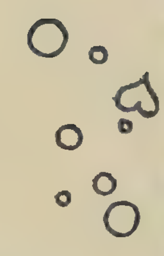
Das Langhaar-Tiefsee-Mädchen
fällt
dem Rainer zu
(so ist die Welt!),
der lehrt die Nix'
im Rausch des Glücks
jetzt alle
Festland-Liebestricks.

(Und dafür bietet Euch Gewähr,
mit vielen Grüßen,

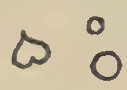
Helmut Stöhr.)



Da wird
(weil ein Soldat das darf)
der Rainer
auf die Meerfrau scharf,
schleicht sich heran
(er ist ja helle!)
versteckt hinter
der Taucherpelle.



(Paßt auf, was man erreichen kann,
wenn man ein bißchen schleichen kann!)





Der Taucher
(aus der Kopfschutz-Büchse)
nimmt Abschied
von der Kopfputz-Nixe.
Er kann nicht schmeicheln,
kann nicht schmusen –
nur tauchen
(hier mit Blick in Busen)

(Man kann sich Bräute doch nicht ansehn –
nein, man muß rangehn, Leute, rangehn!)







ZWECKLOS. Aus dem Urlaubsgesuch eines Soldaten: „Ich bitte erneut um Wochenendurlaub. Als ich das letzte Mal zu Hause war, war gerade der Maler da, und ich konnte meine Frau nur vor der Haustür sprechen."



VERTRÄGLICH. Soldat Kohlmann schreibt fast täglich seiner Freundin. Nie schaut er nach anderen Mädchen. Ein idealtreues Verhältnis, um das ihn die ganze Kompanie beneidet. Wie er das mache, fragen ihn die Genossen. „Wir vertragen uns halt so gut, weil ich tue, was ich soll, und sie tut, was sie will."



FEHLPLANUNG. Laut Monatsplan des vorgesetzten Stabes ist für die Kompanie Zierold eine Alarmübung vorgesehen. Die Kontrolloffiziere treffen in den frühen Morgenstunden in der Dienststelle ein und beauftragen den OvD, die Kompanie zu alarmieren. Verblüfft stehen sie wenig später im Dienstzimmer des UvD. In der Kompanie herrscht noch Totenstille. Nur vor der Waffenkammer steht noch ein Posten. „Und wo sind die anderen?" möchte der Leiter der Kontrollgruppe wissen. „Die Kompanie ist schon seit einer Woche im Ernteeinsatz."



Vignetten: Parschau

DIE FRISUR. Der Bootsmann mustert die Landgänger. Beim Obermatrosen Bauer bleibt er stehen. „Mit Ihrem Haarschnitt können Sie unmöglich an Land gehen!" „Ich habe aber etwas wichtiges zu erledigen", rechtfertigt sich der Obermatrose. „Tut mir leid, so lasse ich Sie nicht gehen!" „Aber es eilt wirklich, Genosse Obermaat!" „Was eilt denn so sehr?" fragt der Bootsmann zurück. „Heute wollte ich zum Friseur gehen."





(UdSSR)

Der Vater des Soldaten

Da komme keiner und sage, er habe schon so viele, zu viele Filme über den zweiten Weltkrieg gesehen — dieser „Vater des Soldaten", dessen Ruf von den diesjährigen Moskauer Filmfestspielen in alle Welt ging, ist anders. Wie sollte man es sonst erklären, daß der Star des Festivals diesmal ein älterer Mann war, ein Unbekannter, der mit den ausgreifenden, erdverbundenen Schritten des grusinischen Weinbauern direkt ins Herz des Publikums ging: Sergo Sakariadse. Unter der Regie Reso Tscheidses spielt er den Vater, dessen Sohn verwundet im Lazarett liegt, der ihn aufsuchen will und nicht mehr antrifft. Jetzt hat er schon die Leiden, das Umhergetriebensein der Zivilbevölkerung gesehen — die Schrecken der Front erfährt er, als er den Sohn bei der Panzereinheit sucht, als er bei einem Feuerüberfall einen Verwundeten rettet, der gleich darauf von den Nazis niedergemacht wird. Georgi Macharaschwili wird nun selbst Soldat, störrisch weist er alle Einwände gegen sein Alter zurück ... Und wir erleben einen Helden, der gar nichts Besonderes tut — nur immer das, was er für seine Pflicht hält. Der kämpft, weil eben gekämpft werden muß; der wütend wird, wenn ein Panzer sinnlos über einen Weinstock fahren will ... Sergo Sakariadse — knurrig, schweigend, gutherzig, ärgerlich, ängstlich, zuversichtlich, trauernd, entschlossen: Ein Mann in einer Filmrolle, die man gesehen haben muß.

-rg-



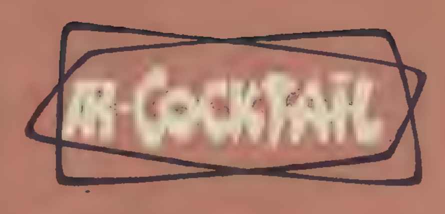
Mitteldeutscher Verlag 1964,
187 S., 6,— MDN

Karl-Heinz Jakobs: Merkwürdige Landschaften

Der Autor fand sein Publikum vor Jahren mit der „Beschreibung eines Sommers“, einem Buch, das im Gespräch war, das neue Konflikte und auch einen neuen Ton in unsere Literatur brachte. Im vorliegenden Band sind sieben Erzählungen vereinigt, die ihren Schöpfer wiederum nicht verleugnen. Das ist Jakobs, wie wir ihn kennen: Zupackend, frisch, eigenwillig, direkt im Grundsätzlichen, aber auch die Zwischentöne zum Klingen bringend. Die Landschaften, in die uns der Autor führt, sind verschieden, nach Berlin oder Lübbenau etwa, nach Weimar oder an die Ostseeküste; doch immer ist es die DDR, in der die Geschichten angesiedelt sind, und mehr noch sind es junge Menschen, von denen er schreibt, mit Konflikten, wie sie junge Menschen bei uns haben. Da sind Rut und Jan, die vor ihren Schwierigkeiten nach Weimar fliehen und dort, auf dem Berg über der Stadt, zu sich selbst finden; oder Stef und Schorsch, die — wie viele Jugendliche — die Strapazen der neuen Großbaustelle auf sich genommen haben und die dort dem Wald zu Leibe rücken, wo später — heute schon — Aggregate und Kühltürme stehen werden. Das ist die Atmosphäre, in der auch die „Beschreibung“ spielt, und der Besucher des Filmes wird in der Erzählung eine dramatische Szene des Filmwerks gestaltet finden: den Waldbrand, den Stef nicht überleben wird. Da ist aber auch die Straße in Berlin, die zur Grenze wurde und in vieler Munde war, in der unsere Soldaten ihren verantwortungsvollen Dienst verrichten und in der Lautsprecher brüllten, Schüsse fielen und Opfer zu beklagen waren. Schweres Leben an der Grenze. Da ist die Liebe eines Baggerführers, der wenig später den lange verborgenen Bombentod im Greifer seines Geräts hat und dem in diesem Augenblick alles nichtig zu werden scheint, was ihm vorher kostbar war, oder es ist die Brigade, die der Nacht, dem Sturm und der Kälte trotzt, um die Energieversorgung des Landes zu sichern und die dann, nach dem schrecklichen Unfall, erkennt, daß ein Mörder unter ihnen ist.

Jakobs geht hinein in den Alltag, doch sind seine Erzählungen keineswegs alltäglich. Immer findet er das Besondere, das Außergewöhnliche, die Menschen, von denen er schreibt, haben ihre eigenen Sorgen und Freuden. Und die gestaltet Jakobs auf fesselnde Weise. *J. Thomas*

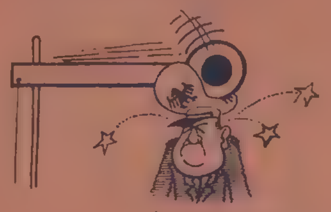




Bonner Reise-Büro

Ma-kabarettistische Szene

„Wünschen die Herrschaften eine Reise nach dem Osten?“ — „Kann mann denn so ohne weiteres über die Grenzen?“ — „Selbstverständlich! Herr Seebohm sagt: Uns sind keine Grenzen gesetzt!“ — „Wir wollen nach Moskau.“ — „Verständlich. In der Bundesrepublik möchten einige Herrschaften nach Moskau.“ — „Und wie ist die Beförderung?“ — „Der Transport erfolgt mit Truppen, äh — Trupps von Reisenden.“ — „Und die Verpflegung?“ —



Vignette: Arndt

„Wir geben Ihnen eine eiserne, äh — eine Ration mit, die Sie allerdings für den Notstandsfall, äh — für den Notfall einteilen müssen.“ — „Und wie steht es mit dem Empfang?“ — „Sie werden garantiert mit Raketen, äh — mit Raketenfeuerwerk empfangen.“ — „Die Mädchen dort sollen sehr hübsch sein?“ — „Und feurig! Uns standen ganze Regimenter von Katjuschas gegenüber.“ „Und mit welchem Zug fahren wir?“ — „Mit dem braunen Blitz-Feldzug.“ — „Aha, eine Neukonstruktion?“ — „Die Vorläufer stammen aus den Jahren 1938 und 1940.“ — „Ist der besonders geeignet?“ — „Ja, der hält an der Zonengrenze.“ „Und wie ist es mit dem Rückzug?“ — „Der kommt in jedem Fall.“ — „Und die Regierung wird eine solche Reise gutheißen?“ — „Jawohl! Sogar mit Gewehr(Gewähr).“

H. L.

UNTERLEUTNANT PETER SCHMIDT

Geboren: 10. Dezember 1937. Beruf: Betriebsschlosser. Klub: ASK Vorwärts Rostock. Größte Erfolge: Teilnahme an den Olympischen Spielen 1964, 4. Platz mit der Wasserball-Nationalmannschaft bei den Europameisterschaften des gleichen Jahres, etwa 50 Länderspiele.



Peter Schmidt und Peter Kolbe haben nicht nur die Vornamen gemeinsam, sie sind auch auf die gleiche Art und Weise zum Torhüter geworden. Der Eishockeyspieler Kolbe mußte einst den fehlenden Schlußmann ersetzen und blieb seitdem auf dieser Position. Der Wasserballspieler Schmidt mußte für den Torwart Günter Tittes, den späteren Brust-Weltrekordler, einspringen und blieb seitdem ebenfalls die „Nr. 1". Bei beiden sind es nun schon zehn Jahre her. Und um noch einmal bei Ähnlichkeiten zu verweilen: sie hatten vordem die gleiche Leidenschaft, den Fußball. Als Peter Schmidt noch in der Maxhütte lernte, dachte er nicht im entferntesten an das Spiel im nassen Element; er jagte bei Einheit Saalfeld dem Leder nach. Erst in der KVP hatte er wie die anderen genügend Gelegenheit, in der Freizeit mehr zu schwimmen. Er brachte es bald auf beachtliche Zeiten im Brustschwimmen. Trainer Langbein holte ihn zu Vorwärts Halle, und eben da begann die anfangs beschriebene, durch einen Zufall geförderte Wandlung zum Wasserball-Torwart. Viele Tiefen und Höhen hat der heutige Unterleutnant der Volksmarine als jahrelanges Nationalmannschafts-Mitglied inzwischen schon mitgemacht. Fragt man ihn nach dem schönsten Erfolg, wird er den Sieg über die westdeutsche Sieben nennen, der die Fahrkarte nach Tokio bedeutete. Er selbst war einer der ersten damals, die ihren Verbandstrainer Oelmann vor Freude an Beinen und Armen ergriffen und ihn in hohem Bogen ins Wasser schleuderten. KW

Waffenbrüder-Magazin

Am 25. Oktober begehen unsere rumänischen Genossen den Tag der Rumänischen Volksarmee. Dazu unseren



Bei einer sehr ungewöhnlichen Rettungstat setzte der sowjetische Sergeant Wiktor Anissimow sein eigenes Leben aufs Spiel. Zwei deutsche Arbeiter waren in die Klärwanne eines Kanalisationssystems hinabgestiegen und waren dort durch eine unerwartet starke Ansammlung von Gasen betäubt worden. Die Hilferufe eines dritten Arbeiters alarmierten Anissimow. Ohne sich zu besinnen, stieg er in die Klärwanne und rettete einen der Männer. Doch als er den zweiten holen wollte, verlor auch er das Bewußtsein. Glücklicherweise waren inzwischen zwei weitere sowjetische Soldaten herbeigeeilt, die den Sergeanten und den Arbeiter Karl Dorotz aus ihrer gefährlichen Lage befreiten.



47 000 polnische Soldaten und Offiziere sind im Kampf um die polnischen West- und Nordgebiete während des letzten Krieges gefallen oder verwundet worden. Hunderte Soldaten ließen außerdem beim Entminen des eroberten Territoriums ihr Leben. Bis Ende 1947 wurden in diesen Gebieten 6 Millionen Minen und 20 000 Granaten bzw. Bomben unschädlich gemacht. Noch während der Minen-Säuberungsaktionen stellte man spezielle Abteilungen auf, in denen sich die Soldaten ausschließlich mit der Viehzucht und dem Ackerbau befaßten. Außerdem hatten alle in den Westgebieten stationierten Feldeinheiten bereits seit dem Frühjahr 1945 insgesamt etwa 100 000 ha Anbaufläche in Bewirtschaftung, die später der Zivilverwaltung übergeben wurden.



FACHBUCHEREI

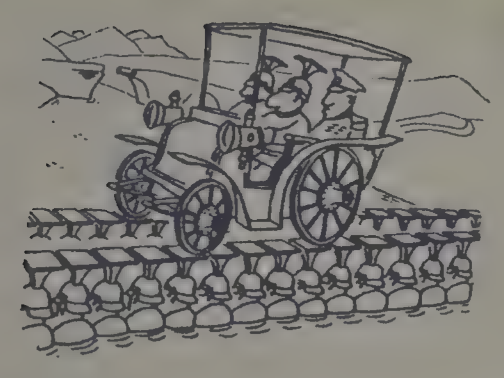
An den Wänden des dunklen Raumes flimmern elektronische Luftlogekarten. Vor ihren Bildschirmen sitzen konzentriert die Jägerleitoffiziere. Ihre Befehle über Veränderungen von Geschwindigkeit, Höhe und Kurs übermitteln sie an die in der Stratosphäre mit doppelter Schollgeschwindigkeit fliegenden Piloten mit Hilfe von Signalen. Ein Zukunftsbild? Aber nein, nur die Anwendung eines automatisierten Leitsystems in der modernen Luftverteidigung. Wie sich das gesamte System der Führung in der Armee durch Kommandos und Stäbe entwickelt und den neuen Bedingungen Rechnung trägt, darüber schreibt Oberstleutnont Hradecký ausführlich und interessant in seinem Buch „Truppenführung" (240 Seiten, 7,20 MDN).



Auf das Problem der Gesetzmäßigkeiten, unter denen das heutige Gefecht geführt wird, und die Wechselbeziehungen zwischen Mensch und moderner Technik geht Oberst Krupow in „Dialektik und Militärwissenschaft" (174 Seiten, 7,30 MDN) ein. Von besonderem Interesse sind die Darlegungen über die Rolle der Teilstreitkräfte in der Armee und ihr Verhältnis zueinander. Diese Bücher sind dazu angetan, das Fachwissen des Armeeangehörigen zu vertiefen und ihn noch besser zu befähigen, wichtige militärpolitische Zusammenhänge zu begreifen bzw. als militärischer Erzieher aufzutreten.

Diesem Zweck dient auch Oberstleutnant Uckels Broschüre „Der militärische Vorgesetzte und die Pädogogik" (Reihe militärische Erziehung und Bildung, Heft 5, 92 Seiten, 1,60 MDN). Die Einführung in die Militärpädogogik gehört vor allem in die Hände von Offiziersschülern, Unteroffiziersschülern und Unteroffizieren. W. K.

Alle diese Bücher erschienen 1965 im Deutschen Militärverlag Berlin.



Soldatenhumor aus „Néphodsereg", „Sowjetski woin" und „verde olivo"



Mikroempfänger (II)

In der Miniaturisierung von Bauelementen bereitet die Herstellung genügend kleiner Widerstände und Kondensatoren keine Schwierigkeiten. Anders sieht es dagegen bei den Induktivitäten (Spulen) aus. Einer Superhetschaltung in Mikroausführung, die ja HF-, Oszillator- und Zwischenfrequenzkreisspulen besitzen müßte, stehen noch Schwierigkeiten entgegen. Deshalb sind die sowjetischen Mikroempfänger noch in Geradeausschaltung aufgebaut.

Der HF-Eingangskreis besteht aus der Ferritantennenspule und einem keramischen Kleinstdrehko. Die ersten drei Transistorstufen arbeiten als unabgestimmte HF-Verstärker. Bei den Empfängern „Ära" und „Majak" folgt dann die Demodulatordiode. Im Empfänger „Mikro" übernimmt ein Transistor die Demodulation. Die nach der Demodulation erhaltene NF-Spannung wird in einem zweistufigen NF-Verstärker verstärkt. Bei einer Betriebsspannung von 1,25 V nimmt der Mikroempfänger einen Strom von etwa 5 mA auf. Die an den Kleinstohrhörer abgegebene NF-Leistung beträgt etwa 0,3 mW.

Als Transistoren werden sowjetische Subminiaturtransistoren des Typs GT 310 verwendet. Die Kappe hat einen maximalen Durchmesser von 3,4 mm und eine Höhe von 2,5 mm. Es sind aber auch schon Ausführungen mit noch kleineren Transistoren (Kunststoffpille mit 1,5 mm Durchmesser) bekannt. Widerstände und Kondensatoren sind auf einer oder zwei keramischen Platten mit Leiterzügen angeordnet. Sie haben Plättchenform in Mikroausführung. Bei der neuesten Ausführung des „Ära" sind alle Bauelemente (6 Transistoren, 20 Widerstände, 9 Kondensatoren) in einem vergossenen Block von $13 \times 11 \times 4$ mm ($= 0,572$ cm^3!) untergebracht. Eine überzeugende Leistung.

Ing. Schubert



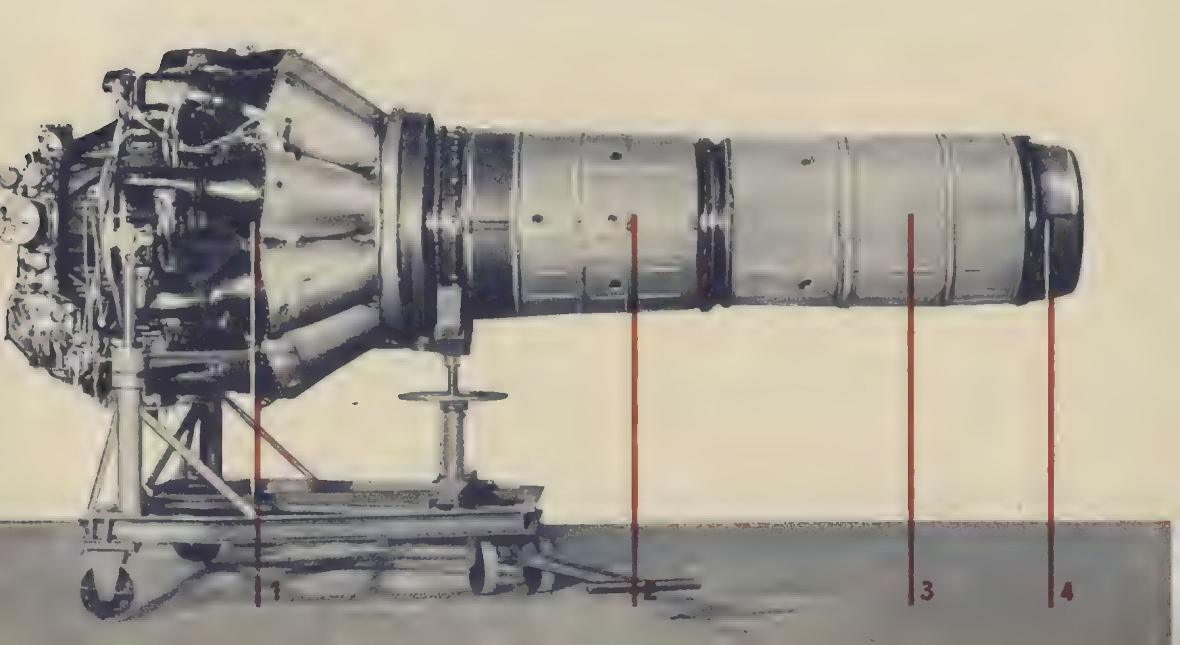
Blick in das geöffnete Gehäuse des Mikroempfängers „Ära". Man erkennt den vergossenen Schaltungsblock und oben die Ferritspule. Unten liegt unter den Kontakten der Kleinstakku.



Wie der Vogel zu fliegen... ewiger Traum der Menschheit, erst durch den Motor ist er Wirklichkeit geworden. Wieviele versuchten es ohne den vorwärtsreißenden Antrieb einer Maschine? Die Sage erzählt von ihnen, vom Ikarus, vom Schneider von Ulm; Phantasten orakelten, daß im Jahre 2000 der Mensch sich seine Flügelpaare anlegen würde, um Reisen zu unternehmen; kühne Männer ersannen Muskelschwingflugapparate, und Otto Lilienthal schwebte im Hängegleiter durch die Luft.
Bald folgten die Aviatiker mit motorgetriebenen Aeroplanen — die Brüder Wright, dann Bleriot, der Franzose, der 1909 den Ärmelkanal mit 68 km/h überquerte. Welche Geschwindigkeit für das zerbrechliche Luftfahrzeug! Es ließ das begleitende Torpedoboot (48 km/h) glatt zurück. Heute, ein halbes Jahrhundert später, erreichen junge Flugzeugführer Geschwindigkeiten bis 2000 km/h, Testflieger noch weit mehr. Könnten jene Pioniere des Fliegens das sehen und miterleben — Bleriot würde seiner Worte gedenken: „... Mein Apparat schoß wie ein Vogel über das Meer", und innerlich lächeln. Auch über seinen 24-PS-Motor, den man mit seiner Leistung heute nicht einmal für einen Kleinwagen verwenden könnte, würde er lächeln, könnte er die Flugzeugtriebwerke unserer Tage in Augenschein nehmen. Mit welchen Riesenschritten ist doch die Technik vorangegangen. Der Kolbenmotor hatte noch nicht seine Höchstleistung gebracht, da wurden schon die ersten Patente für Turbinentriebwerke (1930 ... 1935) angemeldet. 1939 lief das erste deutsche Triebwerk dieser Art, und 1942 rüstete man erstmals Militärflugzeuge damit aus.
Wir können uns Kampfflugzeuge mit herkömmlichem Kolbenmotor kaum noch denken. Bestimmung und Einsatzprinzipien dieser Flugzeuge haben ihn verdrängt. An seine Stelle traten Turbinenstrahltriebwerke und Luftstrahltriebwerke.
Mit diesen reaktiven Triebwerken war es erst möglich, den Schall zu überholen.
Moderne „Düsenflugzeuge", wie die strahlgetriebenen Flugzeuge allgemein genannt werden, sind zumeist mit Turbinenstrahltriebwerken ausgerüstet. Diese bestehen aus den Hauptbaugruppen Kompressor, Brennkammersystem und Turbine. Das Arbeitsprinzip ist relativ einfach. Der Kompressor saugt Luft an und verdichtet sie. In die Brennkammer wird Kraftstoff eingespritzt und verbrannt. Während im Kolbenmotor der Kraftstoff explosionsartig verbrennt, findet in der Brennkammer eine stetige Verbrennung mit Flamme statt. Die

Mit wahrhaft lodernder Glut schlagen die Herzen dieser stählernen Riesenvögel und lassen sie schneller als der Schall fliegen.

Turbinenstrahltriebwerk einer MiG 15.
1) Kraftstoff- und Brennkammersystem, Radialverdichter; 2) Schubrohr; 3) Verlängerungsrohr; 4) Schubdüse.



Das Herz des Flugzeugs

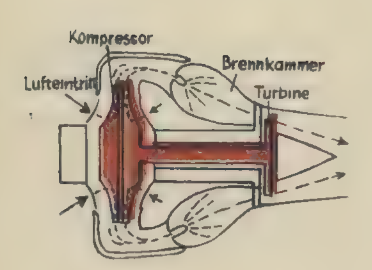
heißen Verbrennungsgase strömen in die Turbine und versetzen sie in Drehung, die auf den Kompressor übertragen wird. Die Gase werden mit etwa 600 bis 700 m/s und einer Temperatur von 500 ... 600 Grad K* ausgestoßen und erzeugen den Schub.

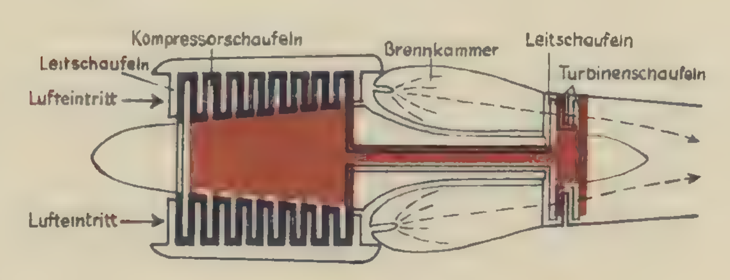
Als Kompressoren finden Radial- und Axialverdichter Verwendung. Axialverdichter haben den Vorzug, weil sie die Luft stärker verdichten. Das Brennkammersystem kann sowohl aus einzelnen Kammern (7 ... 12) oder aus einer Ringbrennkammer bestehen.

Die Turbine kann, ähnlich wie der Kompressor, mehrstufig sein — etwa 1 ... 3 Turbinenstufen. Da Turbinenstrahltriebwerke auf Luftzufuhr von außen angewiesen sind, sinkt natürlicherweise mit abnehmender Luftdichte der Schub. Deshalb erreichen Flugzeuge mit diesen Triebwerken nur Höhen bis zu 20 000 m. Auch „märchenhafte" Geschwindigkeiten sind nicht zu erwarten. Bei 2500 km/h etwa liegt die Geschwindigkeitsgrenze für Turbinenstrahltriebwerke.

Eine Methode, den Schub kurzzeitig zu erhöhen, ist das Nachbrennen, d. h., zusätzlich wird Kraftstoff hinter der Turbine verbrannt. Auch durch Abkühlung der erhitzten Luft im Kompressor mittels Wasser- oder Alkoholeinspritzung kann der

* absolute Temperatur nach Kelvin, entspricht 227 ... 327 °C.





Triebwerk mit Radialverdichter (links) und mit Axialverdichter (rechts).



In der Werft sind die Strahljäger zur „Kur". Erfahrene Spezialisten untersuchen die Patienten gründlichst, um alle „erkrankten" Organe schnell heilen zu können.

◄

Teilansicht des Kraftstoffsystems. Dahinter befindet sich der Lufteintritt zum Verdichter.

Schub zeitweilig erhöht werden. Allerdings wird diese Methode bei Kampfflugzeugen nicht praktiziert, weil sie nicht noch Wasser oder Alkohol mitführen können.
Gegenwärtig können mit Turbinenstrahltriebwerken Schübe von 10 000 kp und mehr erzeugt werden. Daß dabei an Triebwerk und Zelle hohe Anforderungen gestellt werden, dürfte einleuchten. Auch die Sorgfalt der Wartung durch das technische Personal spielt keine geringe Rolle.
Machten seinerzeit Bleriot und seine Zeitgenossen zumeist alles selbst am Flugzeug, so ist heute ein Heer von Warten, Technikern und Ingenieuren tätig, das „Herz" der Strahlflugzeuge abzuhorchen, zu beruhigen und zu pflegen. Nur das gleichmäßig pulsierende Herz des Flugzeuges bietet die Gewähr für den guten Flug und damit für die Erfüllung des Flugauftrages.

K. E.

Funktionsprobe nach dem Einbau. Das Triebwerk hat gezündet.





Es war im Jahre 1929 in einem der zahlreichen Pariser Emigrantenrestaurants. Der überaus beflissene Oberkellner pflegte seine Gäste auf die besonderen Reize des Lokals aufmerksam zu machen. Er versuchte das auch bei Major Duval, der — in die Zeitung vertieft — nebenbei sein Essen einnahm und zuweilen seinem winzigen Scotch-Terrier einen Leckerbissen zuwarf.

„Sehen Sie den Kassierer, mein Herr?“ beugt sich der Oberkellner zu Duval nieder, „das ist ein ehemaliger zaristischer Gardeoffizier!“

Major Duval nickt nur und liest weiter. „Und der Portier, mein Herr ist der ehemalige Generaladjutant des letzten Zaren!“

Der Gast nickt und liest weiter.

„Haben Sie den Barkeeper gesehen? Es ist der ehemalige Kommandeur der Kremlwache des Zaren!“

Major Duval nickt und liest weiter. Verlegen vor soviel Gleichgültigkeit und um sich einen leidlichen Abgang zu verschaffen, beugt sich der Oberkellner zum Terrier nieder: „Ein reizendes Hündchen haben Sie da, mein Herr. Und so winzig — eine förmliche Taschenausgabe von einem Scotch-Terrier . . .“

Da endlich blickt der Major auf und flüstert vertraulich: „Nicht wahr? ein e h e m a l i g e r B e r n h a r d i n e r . . .“

Ivonne ist Raumpflegerin im Stabsgebäude einer Kaserne in Lyon. Eines Morgens bleibt sie im Bett und klagt über Nierenschmerzen. Der Arzt wird geholt. Er verordnet zwei Tage Bettruhe und sagt zu ihr: „Tatsächlich, Sie haben es mit den Nieren; mir ist nur noch nicht ganz klar, ob mit den Pio- oder den Kano-Nieren.“



Der General wohnt persönlich einer Instruktionsstunde über das Thema „Beschwerderecht“ bei. Er fragt den Soldaten Haferkorn: „Was wissen Sie über das Beschwerderecht?“
Jener besinnt sich eine Sekunde und antwortet forsch: „Ich beschwere mich niemals, Herr General!“

„Aber“, bohrt der General weiter, „wenn ich Sie nun ein ausgewachsenes Rhinozeros nennen würde — auch dann würden Sie sich nicht beschweren?“

„Nein, Herr General!“

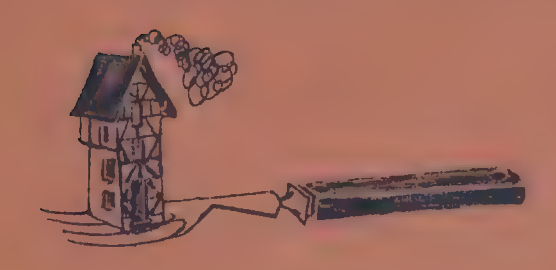
„Nanu — warum denn nicht?“

„Ach, Herr General, Sie sind doch a u c h bei der Bundeswehr!“



Zwei Matrosen besuchen Dresden. Vom Weißen Hirsch aus betrachten sie sich den Elbestrom. Da weist der eine auf ein Häuschen und meint: „Dort hat Schiller seine ‚Laura‘ gedichtet!“

„Wieso?“ wundert sich da der andere. „War sie leck?“

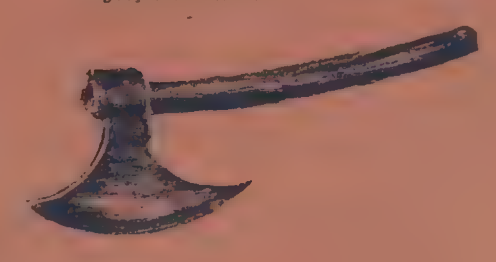


Man unterhielt sich angeregt über die Stabsarbeit in der Sowjetarmee. US-Oberst Hamilton war der Meinung, daß der sowjetische Generalstab im zweiten Weltkrieg mit äußerst primitiven Mitteln gearbeitet habe und nur wenig technische Mittel zur Verfügung hatte. Er fragte deshalb einen sowjetischen General, ob es stimmt, daß man bei der Einrichtung eines Armeestabes im Walde mit dem Beil einfach Bäume fällte, über die Baumstümpfe Bretter legte und dann darauf die Karteneintragungen erfolgten.

Der sowjetische General bejahte das.

Hamilton zog die Augenbrauen in die Höhe und bemerkte, es sei ihm unverständlich, wie der sowjetische Generalstab unter solch primitiven Bedingungen so große Erfolge erzielt habe.

„Sie dürfen nicht vergessen“, versetzte der sowjetische General, „daß unsere Offiziere ihre Karteneintragungen erst dann machten, nachdem sie mit dem Beil ihre Bleistifte angespitzt hatten.“



Rekrut Reißmann kostet das Essen.

„Nun, schmeckt's?“ fragt der Koch.

„Es geht. Das Sauerkraut könnte vielleicht eine Idee saurer sein ...“

„Aber das ist doch gar kein Sauerkraut“, schimpft der Koch, „das sind Fadennudeln!“

„Ach?“ stutzt Reißmann, „für Fadennudeln sind sie allerdings sauer genug!“



„Nanu, Hirse“, wundert sich der Unteroffizier, „seit wann tragen Sie denn eine Brille?“

„Seit Sonntag!“

„Warum?“

„Da war ich baden, und einer jungen Dame platzte der Bikini.“

„Was hat denn das mit Ihrer Brille zu tun?“

„... Ja, sie soll eine tolle Figur gehabt haben.“



Illustrationen:
Horst Bartsch







Der „Schwitzkasten" ist wohl jedem noch aus der Kindheit bekannt. Schauen wir uns heute einmal an, wie man da herauskommen kann. Irgendwer hat mich von vorn in den „Schwitzkasten" genommen und hält zudem mit der Linken meine rechte Hand fest. Was kann ich tun? Ich fasse mit meiner Linken zuerst nach Ukes rechtem Handgelenk (1) und ziehe es nach unten. Damit mindere ich den Druck seines rechten Unterarms auf meine Luftröhre. Unmittelbar danach drehe ich meine Schulter um etwa neunzig Grad nach rechts und strecke meinen rechten Arm an des Gegners rechter Halsseite senkrecht nach oben (2). Ist das geschehen, reiße ich den rechten Arm mit einer schwungvollen Rumpfdrehung nach unten. Dabei drehe ich Ukes Kopf nach vorn, reiße ihn vor meine Magengrube und umschlinge mit dem rechten Arm seinen Hals. Gleichzeitig packe ich mit der Linken meine rechte Faust und richte mich auf (3). Da ich, wie auf dem letzten Bild deutlich erkennbar, mit dem rechten Unterarm gegen Ukes linke Halsschlagader drücke, ist dieser Griff nicht ungefährlich. Er darf nur mit äußerster Vorsicht geübt und nicht voll angezogen werden!

Bei der zweiten Variante hat der Angreifer versucht, mich von links her in den „Schwitzkasten" zu nehmen. Ich pariere den Angriff, indem ich den linken Ellenbogen in seine rechte Achselhöhle stoße und – noch ehe der Gegner seine Hände vereinigen kann – mit beiden Händen seinen rechten Unterarm greife und meinen Kopf aus der Umklammerung herausziehe (4). Dann biege ich den stark gekrümmten Arm des Gegners hinter seinen Rücken und drücke ihn mit aller Kraft am Rücken entlang (5) zum Kopf hoch. Schließlich fasse ich in seine Haare und ziehe den Kopf kräftig nach hinten (6). Der Griff wird noch schmerzhafter, wenn ich das gegnerische Handgelenk zusätzlich vom Rücken abhebe.

Beschäftigen wir uns nun damit, wie wir uns gegen einen bewaffneten Gegner wehren können. Nehmen wir an, jemand will mit einem Schlagwerkzeug (Stock, Flasche, Bierglas o. ä.) auf mich einschlagen.

In unserem Beispiel wird der Schlag, wie in den meisten Fällen, von oben geführt. Wie Bild 7 zeigt, wird der Angriff mit der Ellenseite des Unterarms pariert. Dazu mache ich mit dem rechten Bein einen Ausfallschritt nach vorn und hebe den gebeugten Arm so, daß die Parade den Gegner am Handgelenk trifft. Dann greife ich das Handgelenk und reiße den stockbewehrten Arm in einem Kreisbogen nach unten (8), dann jedoch zwischen mir und dem Gegner wieder nach oben (9). Sobald sich die Faust des Gegners wieder in Brusthöhe befindet, drücke ich mit der linken Hand kräftig gegen seinen Handrücken. Durch diesen Handhebel öffnet sich die Hand des Gegners, und der Stock fällt heraus. Damit beim Training keine Verletzungen auftreten, empfiehlt es sich, anfangs ohne Stock oder mit einem solchen zu üben, der nicht spitz, rauh und scharfkantig ist.

Im vierten und letzten Teil unserer „Judo-Schule Selbstverteidigung" gehen wir vorwiegend auf die Abwehr von Messerstichen ein.







Verdienter Meister
des Sports
Willi Lorbeer, 4. Dan

Judo-Schule

SELBSTVERTEIDIGUNG (III)









SCHWARZER PETER FÜR „PETRUS"

Von Major Günther Wirth, Meister des Sports

„Er kann weder schwimmen noch lesen!" Das ist eine Behauptung, die natürlich weder auf den normalen Mitteleuropäer im allgemeinen, noch auf den Jugendlichen der DDR oder den Soldaten der Nationalen Volksarmee im besonderen gemünzt ist (wenn es auch noch passionierte Nichtschwimmer gibt, die jedes tiefere Gewässer prinzipiell meiden, Analphabetentum will ich niemandem unterstellen), das ist auch keine Beurteilung im Schulzeugnis meines Sohnes — er kann beides, schwimmen und lesen. Das ist vielmehr eine Redewendung, mit der bereits die alten Griechen ausdrückten, wie hoch sie das Schwimmen einschätzten.

„Schöne Gedankenverbindung, Schwimmen und Lesen", wird vielleicht jemand sagen. Aber laßt mal, die alten Griechen wußten schon, was für sie wichtig war. Auch wir — weniger naturverbunden und durch die Annehmlichkeiten der Zivilisation manchmal bequem geworden — betrachten es doch wohl als Bildungslücke oder zumindest als ernsten Mangel, nicht schwimmen zu können. Nun wird sich natürlich der gemütliche Sonntagswanderer — kommt er unvermutet an ein etwas breiteres Gewässer — nicht mit seinem besten Anzug tollkühn ins Wasser stürzen, sondern er wird nach der nächsten Brücke Ausschau halten oder dem Fährmann sein „Hol über" zurufen. Dem Soldaten im modernen Gefecht aber wird dazu kaum Zeit und Muße bleiben. Also hinein in die Fluten, in voller Ausrüstung und mit der Waffe. Wenig von Vorteil für die Truppe und für den Einzelnen ist es da, wenn dann einige wie bleierne Enten langsam aber sicher auf Tauchstation gehen. Dann wohl lieber den Sommer richtig nutzen, die Schwimmausbildung, die laut Dienstvorschrift im Rahmen der Militärischen Körperertüchtigung durchzuführen ist, konsequent und intensiv absolvieren.

Das ist jedenfalls unsere Auffassung.

Der im Truppenteil Fuhlbrügge geübten Praxis nach zu urteilen, ist man dort nicht ganz der gleichen Meinung.

Lassen wir einige Fakten sprechen:

Ein armee-eigenes Bad haben die schwimmwilligen (oder vielleicht — unwilligen?) Angehörigen dieser Einheit direkt vor ihrer Nase. Sie brauchen — wie man so schön sagt — nur 3mal umzufallen, das heißt, um es konkret zu sagen, nur quer über die Straße zu gehen, schon kann die Schwimmausbildung im eigens für sie reservierten 50-m-Becken beginnen. Bessere materielle Voraussetzungen kann man sich kaum wünschen. Nun müßte man ja eigentlich annehmen, vom frühen Morgen bis in den späten Nachmittag schwimmen, tauchen, springen oder zumindest plätschern die Leipziger Armeeangehörigen in ihrem Bad (natürlich sind neben dem Truppenteil Fuhlbrügge auch noch die anderen Leipziger Einheiten Nutzer dieser Anlage). Doch



weit gefehlt: „Der größte Andrang", erklärt uns der Genosse Adam, verantwortlicher Schwimmeister des Bades, „herrscht immer am Anfang des Jahres, wenn wir die Nutzungszeiten für die einzelnen Einheiten festlegen. Da reicht die Zeit gar nicht aus, um alle entsprechend ihren Wünschen zufriedenzustellen. In der praktischen Nutzung sieht es leider dann ganz anders aus. Das Bad ist in diesem Jahr durch die Armee nicht voll genutzt."

Zur Veranschaulichung seien noch folgende Zahlen hinzugefügt: Von Anfang Juni bis Mitte Juli stand dem Truppenteil Fuhlbrügge das Bad an 17 Tagen zur Verfügung.

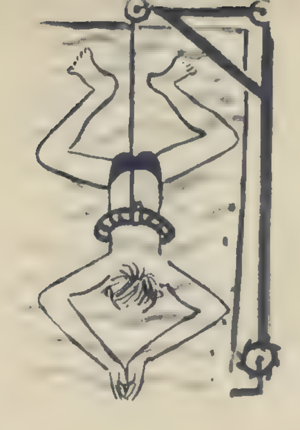
Allein an elf Tagen davon mußte Schwimmeister Adam konstatieren: „Schwimmer der Einheit Fuhlbrügge — Fehlanzeige!" Nach dem Motto, „vom vielen Baden wird die Haut zu dünn", waren drei von sechs Batterien in dieser Zeit überhaupt nicht schwimmen. Was sagen die Verantwortlichen dazu? Major Basner, Sportoffizier des Truppenteils: „In diesem Jahr war bis jetzt das Wetter ein ernsthafter Gegner für eine regelmäßige Schwimmausbildung in der Militärischen Körperertüchtigung." Zugegeben, dieser Sommer war sicherlich der „wärmste Winter" seit Jahrhunderten, aber ad eins: Auch der kühlste, regnerischste Sommer hat ein paar schöne Tage und Wochen, so natürlich auch dieser „milde Winter" 1965, und ad zwei: Sollte man nicht auch an kühleren Tagen oder bei Regen mit den Soldaten Schwimmausbildung durchführen? An dieser Stelle erinnerten wir Major Basner an den Wert des Schwimmens als Faktor der Körper- und Willensschulung und der Abhärtung, was ja wohl besonders für die Ausbildung der Soldaten von Bedeutung ist. „Ja natürlich", räumte der Sportoffizier ein, und Petrus darf den gerade erhaltenen Schwarzen Peter wieder abgeben. Dieser wandert jetzt nach unten zu den Verantwortlichen für die Militärische Körperertüchtigung in den Batterien: „Die MKE wird batterieweise geplant und durchgeführt. Wenn das Wetter schön ist, geht man eben eher zum Schwimmen, und ohne Kontrolle wird nicht viel!" Doch keine Sorge, dort wird man den Schwarzen Peter schon wieder los werden. Wir wollen die verschiedenen dienstlichen Maßnahmen, wie Training der Meßzüge, technische Wartung der Batterie, Wach- und Sonderdienste, die Oberleutnant Fischer, Batteriechef der ersten Batterie, anführt, durchaus nicht bagatellisieren, doch eine ausreichende Begründung dafür, daß bis Mitte Juli noch keine einzige Stunde Schwimmen in der



Militärischen Körperertüchtigung stattfand, dürften sie wohl kaum sein. Oberleutnant Dreiack, stellvertretender Batteriechef, ist nicht für Herumreden: „Fakt ist, daß wir nur zum Schwimmen gehen, wenn die Luft- und Wassertemperaturen nicht die Gesundheit der Soldaten und damit die Gefechtsbereitschaft gefährden!" Womit der Schwarze Peter erst wieder einmal beim armen Petrus gelandet wäre, der sich ja nicht verteidigen kann, oder höchstens so, daß er weiterhin schlechtes Wetter schickt. Dann wird's natürlich allmählich schwierig, denn 12 Stunden Schwimmen müssen im Sommerhalbjahr durchgeführt werden. Natürlich sind auch wir nicht für eine Gefährdung der Gesundheit der Soldaten, die Frage ist nur, was Oberleutnant Dreiack unter kaltem Wetter versteht. Man wird wohl doch auch an kühlen Tagen schwimmen gehen müssen, wobei man den Unterricht durchaus so organisieren und durchführen kann, daß das Ziel erreicht wird und gleichzeitig Willenseigenschaften bei den Soldaten entwickelt werden, ohne daß Erkrankungen auftreten. Oder man muß variabler arbeiten, je nach dem Wetter kurzfristige Dienstplanänderungen beim Kommandeur durchsetzen, wie es Zugführer Leutnant Amarell und Gefreiter Greulich (zweite Batterie) vorschlagen. Tut man jedoch gar nichts, so kann es passieren, daß man zwar nicht schwimmen, dafür aber baden geht — mit der Erfüllung seiner Verpflichtungen in der Militärischen Körperertüchtigung nämlich.

Weniger vom Wetter schrekken ließen sich die Genossen der zweiten Batterie. Im gleichen Zeitraum — also auch bei kühlem Wetter! — waren sie neun Mal während der MKE zum Schwimmen. Damit fällt eigentlich schon das von den Verantwortlichen der Batterie Fischer errichtete „Schlechtwetter-Kartenhaus" beim ersten Antippen in sich zusammen. Auch ihr weiteres Argument — „12 Stunden Schwimmen sind Befehl und werden auch durchgeführt" — ist nicht allzu stichhaltig, denn eine regelmäßige Schwimmausbildung über den ganzen Sommer kann nur von Vorteil sein, zumal, wie es sich auch während des Schwimmens der anderen Batterien erwiesen hat, die Beteiligung der verschiedensten dienstlichen Gründe wegen 50 Prozent in den seltensten Fällen übersteigt. Das bedeutet, daß erst, wenn die doppelte Stundenzahl geplant wird, annähernd alle Genossen der Batterie die volle vorgesehene Schwimmausbildung erhalten. Man sollte sich also nicht so sehr darauf verlassen, es im Juli/August schon noch zu schaffen. Ein Lob deshalb der schwimmfreudigen zweiten Batterie für ihr emsiges Bemühen, die Sommerzeit und ihr Armeebad so gut wie möglich zu nutzen. So konnten von 39 befragten Genossen der Zweiten auf die Frage, wie oft sie in diesem Jahr während der MKE schwimmen waren, 36 die Spalte „mehr als 5mal" ankreuzen, 35 Genossen hatten schon Ausbildung im Uniformschwimmen, 18 Genossen wußten, was ein Knotenschwimmsack ist, während wir auf die gleichen





Fragen in der ersten Batterie nur negative Antworten erhielten. Doch leider kann man auch hier nicht uneingeschränkt loben. Lassen wir noch einmal Schwimmeister Adam zu Wort kommen: „Die hier in der Praxis durchgeführte Schwimmausbildung genügt bei weitem nicht den Anforderungen, die man an militärisches Schwimmen stellen muß. Oft wird nur gebadet. An einer echten Schwimmausbildung sind meist nur wenige Genossen beteiligt." Das ist natürlich nicht speziell auf die zweite Batterie des Truppenteils Fuhlbrügge gemünzt, sondern auf alle hier schwimmenden, bzw. nur planschenden Einheiten.

Der Batteriechef der Zweiten, Oberleutnant Taplick, meint dazu: „Die Zugführer, die die Ausbildung leiten, haben oft Zeitschwierigkeiten, die Ausbildung gründlich genug vorzubereiten. Zwar versuchen wir schon, die besten Schwimmer unserer Batterie zur Unterstützung der Ausbilder mit heranzuziehen, aber sicher kann manches noch besser und straffer organisiert werden." Ganz unserer Meinung, Genosse Taplick. Es geht schließlich nicht darum, daß die Soldaten ein bißchen im Wasser herumplantschen, sondern daß sie auf bestimmte Anforderungen im Gefecht vorbereitet werden.

Eine besondere Methode, die Ausbildung von Nichtschwimmern zu „unterstützen", hat sich offenbar Hauptmann Drechsler, Offizier im Stab des Truppenteils, ausgedacht. Theoretisch ist man sich darüber einig, daß alle Soldaten Schwimmer sein müssen. So gibt es eine Forderung des Kommandeurs, daß es bis zum 30. August keine Nichtschwimmer mehr geben darf. Da man auch erkannt hat, daß das allein während der MKE-Ausbildung nicht zu schaffen ist, wurde im Frühsportplan des Truppenteils festgelegt: „Mit den Nichtschwimmern ist unter verantwortlicher Leitung fähiger Gruppenführer in der Zeit des Frühsports Schwimmausbildung im Schwimmbad durchzuführen." So weit — so gut. Doch leider haperte es auch hier mit der Realisierung. Erstens fehlt den Verantwortlichen ein exakter Überblick über die Zahl der Nichtschwimmer, zweitens tat man bis Mitte Juli zur Ausbildung der Nichtschwimmer während des Frühsports — nichts. Schließlich raffte man sich in der Batterie Taplick doch noch auf. Unter der Anleitung von Kanonier Küchental, Rettungsschwimmer und Mitglied der Sektion Schwimmen der ASG Leipzig II, übten jeden Morgen die Nichtschwimmer der Batterie. Mit recht gutem Erfolg sogar. Am 22. Juli, 6.30 Uhr — unser Rettungsschwimmer ist mit seiner Nichtschwimmergruppe wieder, wie regelmäßig seit einer Woche, fleißig beim Unterricht. Da erscheint die Batterie Fischer in der löblichen Absicht, durch einen Badetest ihre Nichtschwimmer zu ermitteln. Und nun folgt der große Auftritt des Hauptmann Drechsler, der als Stabsoffizier diese Überprüfung vornimmt. Was treiben 6 Soldaten während des Frühsports im Bad, sind hier etwa militärische Vorschriften verletzt worden? Hauptmann Drechsler sorgt auf seine Weise für die Wiederherstellung der militärischen Ordnung, die nach seiner Ansicht nicht eingehalten ist, da kein Unteroffizier als Verantwortlicher dabei ist: „Wer ist hier der Verantwortliche?" Kanonier Küchental: „Ich." „Wer sind Sie?" „Kanonier Küchental, ich bin Rettungsschwimmer." „Nichts sind Sie, verlassen Sie sofort das Wasser!" Nicht besser erging es dem an diesem Morgen verantwortlichen Schwimmmeister des Bades, dem Gefreiten Berger. Auf seine berechtigte Frage, worum es sich drehe, wurde er ebenso abgekanzelt: „Wer sind Sie?" „Ich bin hier der Schwimmmeister."

„Dienstgrad?" „Gefreiter." „Treten Sie ab, das Gespräch istbeendet." Beendet war damit auch für diesen Tag die Nichtschwimmerausbildung.

Dafür war aber die „gefährdete" militärische Ordnung gesichert, obwohl auch Hauptmann Drechsler mit der Batterie Fischer nicht ganz die militärischen Vorschriften einhielt, denn sie benutzten das Bad, ohne den notwendigen Schwimmbefehl beim Bademeister vorzuweisen. Weniger gesichert erscheint uns allerdings mit solchen Methoden die Ausbildung der Nichtschwimmer. Auch die Lust und Initiative der Beteiligten, der die Ausbildung durchführenden Rettungsschwimmer, wie auch der Schwimmlehrlinge, wird man ja wohl auf diese Weise kaum fördern können, ganz abgesehen davon, daß ein solcher Umgang mit den Untergebenen keinem Offizier gut zu Gesicht steht.

Wenn hier besonders die Batterien Fischer und Taplick „aufs Korn" genommen wurden, so soll damit nicht gesagt sein, daß das die schwarzen Schafe im Truppenteil Fuhlbrügge sind und bei den anderen alles gut „läuft" (bzw. schwimmt). Auch in den anderen Batterien sieht es in der Schwimmausbildung — wie allein aus den unbestechlichen Zahlen über die Nutzung des Bades in Schwimmeister Adams Nachweisbuch hervorgeht — nicht rosiger aus. Sollte sich dabei seit unserer Untersuchung wesentliches verbessert haben, wären wir sehr erfreut.

Illustrationen: Paul Klimpke







Vorhut im Weltraum

Von HEINZ MIELKE,
Vizepräsident
der
Deutschen
Astronautischen
Gesellschaft

Fünfundachtzig „Kosmos"-Satelliten hat die Sowjetunion von März 1962 bis 9. September d. J. gestartet, fünfundachtzig Raumflugkörper unterschiedlicher Größe, Masse und Zweckbestimmung. Was verbirgt sich hinter diesem Riesenprogramm? Sind die „Kosmos"-Körper Vorläufer eines stets folgenden bemannten Unternehmens? Was ist das Programm „Kosmos"?

Als in der Sowjetunion am 16. März 1962 die Mitteilung veröffentlicht wurde, daß der erste Satellit einer neuen Serie, mit der Bezeichnung „Kosmos 1", in seine Umlaufbahn gebracht worden war, begann ein astronautisches Forschungsunternehmen, dessen Umfang und Geschlossenheit in der Raumfahrtforschung bisher keine Parallele hat. Über die vielfältigen Ergebnisse des Forschungs- und Erprobungsprogramms, das dieser Satelliten-Serie zugrunde liegt, läßt sich gegenwärtig kaum ein halbwegs vollständiger Überblick geben. Man muß berücksichtigen, daß die umfassende Auswertung aller Meßergebnisse meist noch Jahre nach Abschluß jedes einzelnen „Kosmos"-Experiments andauert. Mit Sicherheit läßt sich aber heute schon sagen, daß die Resultate dieses großangelegten Forschungsprogramms entscheidende Grundbausteine für die weitere Raumfahrtforschung darstellen.

Die gegenwärtige wissenschaftliche Erschließung des Weltraums mit den Mitteln der Raumflugtechnik ist mit Expeditionen früherer Zeiten in ein noch unerforschtes Gebiet der Erde zu vergleichen. Einzelne Vorstöße ergaben immer nur ein von vielen Störfaktoren beeinflußtes Teilbild, dessen Übertragung auf das Ganze oft zu erheblichen Fehlschlüssen führte. Erst mit

zunehmender Breite und Zahl der Erkundungsunternehmen rundete sich das Gesamtbild des betreffenden Gebietes oder Kontinents immer mehr ab. Allmählich traten an die Stelle erster vager Vermutungen sichere Kenntnisse, und auch manche überraschende Korrektur älterer Vorstellungen mußte in Kauf genommen werden. So und ähnlich liegen auch die Dinge bei der wissenschaftlichen Erschließung des Weltraums und fremder Himmelskörper. Die ersten Vorstöße mit Meßsatelliten und Raumsonden in den erdnahen und interplanetaren Raum brachten zahllose wichtige Entdeckungen (z. B. Strahlungsgürtel der Erde, Strahlungsströme der Sonne), aber auch so manches widersprüchliche Ergebnis. Man erkannte jedoch sehr bald, daß es sich bei den scheinbar widersprechenden Resultaten (z. B. Luftdichte in der Hochatmosphäre, Struktur der Strahlungsgürtel) durchaus nicht um tatsächliche Widersprüche handelte, die in einem Mangel der Untersuchungstechnik begründet sein konnten, sondern daß sich dahinter vielmehr nur die Vielfalt des wechselnden Geschehens bei physikalischen Vorgängen im Weltraum verbarg. Wenn man also ein möglichst vollständiges und korrektes Bild von den Erscheinungen und Vorgängen im Weltraum, besonders im erdnahen Raum, erhalten wollte, mußte zwangsläufig die Dichte und der Umfang der Forschungsflüge mit unbemannten Raumflugkörpern vergrößert werden. Zu diesem zwar sehr aufwendigen, für die sichere Kenntnis der Verhältnisse im Kosmos aber letzthin entscheidenden Weg, entschloß sich also die Sowjetunion mit ihrem „Kosmos"-Programm. Eine wesentliche Rolle spielte dabei auch die Überlegung, daß sich nur aus diesen Kenntnissen heraus entsprechende Maßnahmen finden und anwenden lassen, die für zukünftige Raumfahrer maximale Sicherheit garantieren.

Das zu Beginn der „Kosmos"-Serie offiziell bekanntgegebene Forschungsprogramm umfaßte im wesentlichen Untersuchungen der Elektronen- und Ionendichte in der Ionosphäre, der von der Sonne ausgehenden Teilchenstrahlung, der Teilchenenergien in den unteren Bereichen des Strahlungsgürtels und der Zusammensetzung der sogenannten „Primärkomponente" der kosmischen Teilchenstrahlung. Aber auch Untersuchungen des Magnetfeldes der Erde, der Ultraviolett- und Röntgenstrahlung von Sonne und anderen kosmischen Objekten, der chemischen Zusammensetzung der Hochatmosphäre, der Verteilungsdichte und Energien von Mikrometeoriten sowie über die Verteilung und Bildung von Wolken in der Troposphäre der Erde. Wie sich an gewissen bahnmechanischen Eigenarten verschiedener „Kosmos"-Experimente [illegible] Programm [illegible] nach besonderen Untergruppen bezüglich der eingesetzten Raumflugkörper gegliedert. Eine dieser Gruppen von „Kosmos"-Satelliten zeigt beispielsweise bevorzugt Bahnneigungen von etwa 49° gegen den Erdäquator, während eine andere jeweils Bahnneigungen von rund 65° erkennen läßt und auch etwas geringere mittlere Bahnhöhen aufweist. Sicher hängt dieses Vorgehen der sowjetischen Raumfahrtwissenschaftler eng mit den speziellen Aufgabenstellungen jeder Gruppe und den charakteristischen technischen Eigenschaften der betreffenden Raumflugkörper zusammen. Grob läßt sich sagen, daß die 49°-Satelliten offensichtlich Meßgeräteträger darstellen, deren Ausmaße ein bis zwei Meter (ohne Antennen und eventuelle Solarzellenausleger) nicht überschreiten und deren Masse etwa zwischen 300 und 1000 kg liegen dürfte. Sie sind rein physikalische Meßsonden und liefern das Gerüst für die Dauerüberwachung der verschiedenen Erscheinungen und Vorgänge im erdnahen Raum. Wie sich dagegen aus den Helligkeitsbeobachtungen und dem Flugprogramm der 65°-Satelliten schließen läßt, sind diese Körper beträchtlich größer und gestatten eine Rückführung zur Erdoberfläche ähnlich den ersten noch unbemannten Raumschiff-Satelliten. Diese Satelliten, die sich gewiß nicht wesentlich von den bemannten Raumflugkörpern der Sowjetunion unterscheiden, dienen zweifellos einem erweiterten Forschungsprogramm, in dessen Mittelpunkt spezielle Untersuchungen für raumfahrtbiologische Zwecke stehen (Strahlungseinwirkungen auf lebende Organismen). [illegible] günstige Möglichkeiten zur Erprobung neuer raumflugtechnischer Systeme.

Auch die Anwendung besonderer raumflugtechnischer Kunstgriffe spielt im „Kosmos"-Programm eine gewisse Rolle. So kann der Wert bestimmter Messungen und Untersuchungen dadurch wesentlich gesteigert werden, daß man statt eines Satelliten gleich zwei, drei oder mehr in dieselbe Umlaufbahn bringt. Der Vergleich der Meßwerte, die dann auch mit verschiedenen Verfahren gewonnen werden können, ergibt bedeutend bessere Möglichkeiten zur Analyse der zu untersuchenden kosmischen Erscheinungen.

Mit ihrer „Kosmos"-Serie haben sich die sowjetischen Raumfahrtspezialisten gewissermaßen einen „Stab" von Kundschaftern im Weltraum geschaffen, dessen Beobachtungs- und Meßergebnisse in ihrer weitreichenden Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden können und zu der Hoffnung Anlaß geben, daß schon in naher Zukunft ein wesentlich klareres Bild von den heute noch vielfach rätselhaften Erscheinungen und Vorgängen im Nahbereich des Kosmos gegeben werden kann.



Jugendarmee am KONGO

Von Eberhard Zenker

Jenseits des Kongo: Leopoldville. Ständig müssen die Grenzposten auf Provokationen der Tshombe-Söldner gefaßt sein, die Sicherheitsorgane mit feindlichen Anschlägen rechnen.

Die Maschine schwebt auf die Landebahn zu, setzt auf, rollt aus. Wir sind am Ziel: in Kongo-Brazzaville. Nur ein Katzensprung ist es von hier aus nach Leopoldville, der Residenz Tshombes. Die Fluten des ziemlich breiten Kongo schieben sich zwischen die beiden Städte, trennen zwei Republiken, zwei Welten. Was würde uns wohl blühen, hätte sich der Pilot nur um ein paar Kilometer geirrt und uns in Leopoldville abgesetzt? Uns, die wir als erste Delegation des Zentralrates der Freien Deutschen Jugend anläßlich des Internationalen Kampftages gegen Kolonialismus und für friedliche Koexistenz nach Brazzaville kamen? Noch sind die Erlebnisse des sowjetischen Journalisten Nikolai Chochlow in aller Munde, den Tshombes Schergen als Gefangenen durch die Kerker und Konzentrationslager von Kongo-Leopoldville schleiften.

Wir passieren den Transitraum, gehen hinüber zum Bus. Plötzlich tauchen Uniformierte auf, mit Maschinenpistolen bewaffnet, und steigen zu uns in das Fahrzeug. Für einen Augenblick stockt der Atem. Sollte der Pilot etwa doch ... Aber solche Zweifel erweisen sich zum Glück recht schnell als unbegründet. Die jungen Männer mit den Maschinenpistolen sind Milizionäre der Republik Kongo-Brazzaville. Rasch ist ein herzlicher Kontakt zwischen ihnen und uns hergestellt. Und wen die Anwesenheit Bewaffneter zunächst befremdet hatte, der erfährt nun, daß eine solche Vorsichtsmaßregel unter den gegenwärtigen Bedingungen durchaus angebracht ist. Denn jederzeit muß mit Anschlägen durch Agenten Tshombes gerechnet werden. Beispielsweise versuchte, wie erst kürzlich bekannt wurde, Mitte Juli 1965 eine aus Leopoldville eingeschleuste Terrorbande Brükken, öffentliche Gebäude und das Kraftwerk von Brazzaville zu sprengen, fortschrittliche Politiker zu ermorden und vor allem das neuerbaute Riesenstadion zu zerstören, das anläßlich der ersten afrikanischen Sportspiele errichtet worden war. Sicherheitsorgane und Bevölkerung verhinderten rechtzeitig diese Verbrechen. 18 Banditen konnten festgenommen werden. Schon vor längerer Zeit hatte Tshombe außerdem lautstark die geplante Okkupation der ihm so unbequemen Nachbarrepublik verkündet und schon recht handfeste Vorbereitungen getroffen.

Lächelnd geben uns unsere Begleiter zu verstehen, daß sie allerdings nicht die Absicht haben, sich freiwillig wieder unter imperialistische Botmäßigkeit zu begeben. Sie sind bereit, ihre junge Republik entschlossen zu verteidigen.

Kongo-Brazzaville ist nicht nur jung dem Gründungsdatum nach. Es ist zugleich eine Republik der jungen Menschen. Auf seinem Territorium von 342 000 km² leben etwa 800 000 bis 1 Million Einwohner; und über ²/₃ von ihnen sind noch nicht älter als 35 Jahre. Was wunder, daß in

Auch der Präsident des Jugendverbandes J. M. N. R., André Hombessa, trägt bei besonderen Gelegenheiten voller Stolz die Uniform der Volksmiliz. Vor kurzem noch Minister für Jugend und Sport, ist er jetzt Innenminister der Republik Kongo-Brazzaville.



diesem Land der Jugendverband eine große Rolle spielt, und daß eine seiner Hauptaufgaben der Schutz der Republik ist.

Den größten Anteil an der Sicherung der Errungenschaften der Revolution hat neben der Armee (die Militärpflicht beträgt für alle jungen Menschen zwei Jahre) und der Gendarmerie die von der Jugendorganisation ins Leben gerufene Volksmiliz. Ihr gehören viele Jungen und Mädchen des Jugendverbandes an. In ihrem Charakter hat die Volksmiliz Ähnlichkeit mit den Kampfgruppen der Arbeiterklasse in der DDR. Die Mitgliedschaft ist freiwillig. Auch die Ausbildung der Milizionäre erfolgt genauso wie ihr Einsatz neben der beruflichen Tätigkeit.

Die jungen Angehörigen der Volksmiliz versehen ihren Dienst mit großem Eifer — und das trotz der tropischen Temperaturen (z. Z. unseres Aufenthaltes betrugen sie etwa 40 Grad im Schatten, und es war auch sehr feucht). Stolz tragen die bescheidenen Jungen und die gut aussehenden schlanken Mädchen ihre khakifarbenen Uniformen, eine Kleidung, die in ihrem Schnitt der bei uns bekannten Kleidung der Luftlandetruppen ähnelt. Oft werden wir gefragt, ob zur Uniform kurze oder lange Hosen gehören. Zur Uniform der Volksmiliz gehören nur lange Hosen. Die Angehörigen der Armee und der Polizei tragen sowohl lange als auch kurze Hosen (das konnten wir ebenfalls in Ghana und in Guinea feststellen). Zur Farbe der Uniformen der Armee möchte ich hier nur erwähnen, daß sie ebenfalls khakifarben ist. Die Bewaffnung der Volksmiliz besteht vorwiegend aus Maschinenpistolen, die die Jungen und Mädchen ausgezeichnet beherrschen. Zu den ständigen Aufgaben der Milizionäre gehören: Die Bewachung und Kontrolle der Hauptstraßen des Landes, der Schutz der Grenzen und bestimmter lebenswichtiger Anlagen. Auf einer Fahrt von Brazzaville nach dem 78 km entfernten Kinkala und zurück wurden auch wir mehrere Male von Posten der Volksmiliz kontrolliert. Jedesmal, wenn sie uns erkannt hatten, begrüßten sie uns freudig und wünschten uns eine gute Weiterfahrt. Und gerade das zeichnet die jungen Volksmilizionäre aus: Sie wissen, wer ihre Freunde und wer ihre Feinde sind. ▶



Mit herzlichem Beifall wurde u. a. die Abordnung der kämpfenden Jugend Angolas in Brazzaville begrüßt.

Als Sondereinsätze sind besonders die Sicherung von Versammlungen, Kundgebungen, Demonstrationen und anderen bedeutenden Veranstaltungen zu betrachten. Auch unsere Delegation wurde regelmäßig von Angehörigen der Volksmiliz begleitet.

Die Volksmiliz ist gut organisiert, besitzt eine bewußte, straffe Disziplin und stellt meines Erachtens die bedeutendste Kraft der Arbeiter und Bauern zum Schutz der jungen revolutionären Republik Kongo-Brazzaville dar. Ihre Angehörigen haben uns — wie alle Menschen dieses Staates, mit denen wir zusammenkamen — als Vertreter der jungen Generation des neuen sozialistischen Deutschland herzlich und freundschaftlich aufgenommen. Sie wissen genau, daß wir die Vertreter des deutschen Staates sind, der mit ihnen brüderlich und solidarisch verbunden ist. Sie wissen, daß wir auf der Seite ihrer Revolution stehen, daß wir ihre Freunde sind. Es ist ihnen auch nicht unbekannt, daß wir das Andenken an den großen Patrioten Patrice Lumumba ehren, indem Kollektive und Einrichtungen seinen Namen tragen; während sich die westdeutschen Imperialisten mit dem Volksfeind und Mörder Tshombe verbinden. Deshalb sind trotz des erst kurzen Bestehens dieser Organisation schon hunderte Kongolesen Mitglied der Gesellschaft Kongo—DDR geworden, unter ihnen der Vizepräsident der Nationalversammlung und Mitglied des Politbüros der „Nationalbewegung für die Revolution", Boukanbou.

Wiederholt baten uns unsere kongolesischen Freunde, allen Jugendlichen und den Einwohnern der DDR herzliche brüderliche Grüße zu überbringen. Dies möchten wir hiermit tun — besonders als einen Gruß der jungen Angehörigen der bewaffneten Kräfte der Republik Kongo-Brazzaville an unsere jungen Soldaten.

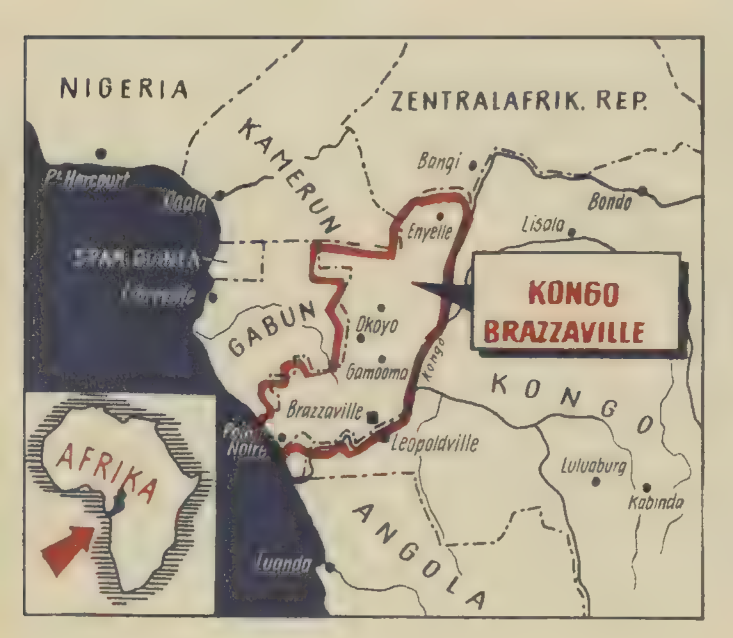


Milizposten vor dem Hotel der Jugenddelegationen.

Stichwort: KONGO-BRAZZAVILLE

Bis zum 15. August 1960 gehörte Kongo-Brazzaville als Moyen-Congo zu Französisch-Äquatorialafrika. Danach wurde die ehemalige französische Kolonie formal unabhängig. Mit diktatorischen Methoden herrschte jedoch der ehemalige Priester und inzwischen zum Tode verurteilte Abbé Fulbert Youlou, eine Marionette des französischen Imperialismus, ein Feind und Verräter des Volkes. Er war ein geschworener Gegner Patrice Lumumbas und stellte dessen Feinden Sender und Flugplatz Brazzaville zur Verfügung. Das freiheitsliebende Volk von Kongo-Brazzaville hatte jedoch von der imperialistischen Unterdrückung genug und zwang den Diktator Youlou noch dreitägigen, besonders von den Gewerkschaften getragenen Demonstrationen (13. bis 15. August 1963) zum Rücktritt. Die ehemaligen Regierungsparteien (UDDIA, MSA, PPC) wurden verboten.

Die Führung der nun endgültig befreiten Republik übernahm die neugegründete „Mouvement National Revolutionaire" (M. N. R.) — Nationalbewegung für die Revolution —, unterstützt von den Gewerkschaften und dem Jugendverband (J. M. N. R.). Bei den im Dezember 1963 durchgeführten Wahlen erhielt die M. N. R. 90 Prozent aller Stimmen. Von einem Wahlkollegium wurde der 1921 in U'Kolo (bei Brazzaville) geborene Lehrer Massemba-Debot zum Präsidenten der Republik gewählt.



Hadubrant

VON ERICH KÖHLER

Deutschlands Geschick in diesen Tagen, seiner Leute Not und Afternot, gaben mir ein, zu berichten, wie Vater und Sohn einander begegneten, unter einer Grenze, in dunklen Kellergewölben. Nicht zufällig war die Begegnung. Seit langem hatte der Vater einen Einbruch in das Land des Sohnes unterirdisch vorbereitet. Aber ebensolange stand der Sohn an diesem Abschnitt auf Grenzwacht.

Ausdauer und Tatkraft waren das Erbteil des Sohnes aus des Vaters Wesen. Letzterer hatte einst, einem Führer folgend, Weib und Kind verlassen. Seine Spur verlor sich in Brand und Asche ostwärts.

Doch überlebend, floh er mit den davongekommenen Kriegsherren gen Westen, und blieb ihr sturm- und kampferfahrener sehniger Wolf.

Nicht zufällig war demnach die Begegnung. legte doch Vaters Wegbleiben den Keim zu des Sohnes Wißbegier. Denn somit war Grund gegeben, daß das Kind die Mutter befragte: „Wo ist Vater?" Antwort: „Im Krieg." — „Was tut er dort?" — „Schießen oder geschossen werden."

„Warum?" ...

Hier mag sich manches Kind mit der Mutter Achselzucken zufrieden geben, wo nicht, mag es sein, daß eines Gefallen findet am Spiel der Fragen. Und unversehens ist ein Wißbegieriger im Werden. Der Wißbegierige ist bestrebt, ein jedes Dunkel zu durchleuchten. Er lebt sein Leben nach dem Prinzip der Aufmerksamkeit.

Aufmerksamkeit zieht Wachsamkeit nach sich. Wo aber der Heimliche auf der einen und der Wachsame auf der anderen Seite einander gegenüberstehen, dort rede ich nicht von Zufall, wenn sie aufeinandertreffen.

Mitten durch die Hauptstadt des alten Deutschlang zog sich, in wirrevollen Kämpfen feindlicher Brüder reif geworden und endlich verwirklicht, ein starker Wall. Er trennte auch den Alten und den Jungen gleichen Blutes. Doch fand der eifrige Alte nach langem Suchen eine Stelle, wo hinter der Mauer ein langer, breiter, massiver Lagerschuppen lag.

Schmal war der kahle Streifen zwischen Grenzwall und weißgekalkter Schuppenwand, von allen Posten weithin einsichtbar. Um desto kürzer aber durfte hier ein unterirdischer Kriechgang sein, der von einer Litfaßsäule im Westen der Grenze aus gegraben worden war.

Zu Zeiten langer Winternächte wurde der Tunnel begonnen. In handliche Säcke verhüllt, führten vielbeschäftigte Plakatkleber die Tunnelerde auf extra dafür gefertigten zweirädrigen Karren nach und nach fort.

Nun stach der Schliefgang endlich unter der westlichen Straße, unter Grenzwall, Sichtstreifen und Verladerampe bis in den Schuppenkeller durch. Genaue Grundrißzeichnungen verrieten dem kundigen Vater, daß von den Lagerkellern aus verdeckte Lieferstraßen unter einem Bahngelände bis in jenes Hinterland der bewachten Grenze führten, das nicht mehr zum Bereich der Posten zählte. Die schweren Eingangstore zu den Lieferstraßen waren fest verschlossen. Nur selten kontrollierte jemand im Osten die rostigen Vorhängeschlösser. Dies war dem pläneschmiedenden Vater, wie auch dem wachsamen Sohn, bekannt.

Östliche Beobachter des Vaters und Zuträger wußten von aufmerksamer Bewachung der Zugänge wenig zu berichten. Für ein günstig im Schlagschatten gelegenes Tor waren Nachschlüssel bereits gefertigt. So kam die Nacht, da sich Vater und Sohn zur Begegnung rüsteten. Eine starke Blendlaterne nahm der Vater zur Hand. Er hängte sich in den schweißgedunkelten Achselhalfter einen handlichen Revolver. Aber in die Rocktasche versenkte er für alle Fälle eine Handgranate.

Der Sohn hingegen warf sich in die Ausgangsuniform. Die Mütze mit dem Zeichen, in dessen Sinne er die Grenze zeitweilig dienend schützte, einen Hammer mit Zirkel im Ährenkranze, drückte er mit geübtem Griff, so schief wie möglich auf sein Haupt. Er wußte ein Tanzlokal, das, nahe der Grenze gelegen, deshalb von den dienstfreien Soldaten seltener besucht ward. Die Zugänge zu den Liefertunnels befanden sich nur ein paar Häuserecken weiter in einer stilldunklen Nebenstraße.

Der Vater hatte nun, schweratmend in dem engen Grabstollen, von westlicher Seite her, die letzten Kellersteine aus den Fugen gehoben. Er schickte seine Helfer mit dem hereingewonnenen Material zurück und wies sie an, eine Verschlußkappe für die Schlupfröhre, ganz ähnlich wie die innere Kellerwand zu schaffen. Dann wartete er auf seine Stunde. Es war vereinbart, zur gleichen Zeit, da er den Keller betreten wollte, die Posten durch ein Scheinmanöver zu täuschen.

Um die vereinbarte Zeit warfen bestellte Rowdys von der anderen Seite aus eine Schnur, mit Lot und starken Angelhaken besetzt, über die Schutzmauer, weit in ein Gräberfeld hinein, welches an das Güterbahngelände angrenzte. ▶

Da sie die Schnur einholten, hakten sich die Haken in den fürsorglich ausgespannten Fühldrähten einer Warnanlage fest, rissen an, und lösten ein Leuchtsignal aus.
Eine rotsprühende Kugel zischte in den Nachthimmel und mischte ihren Magnesiumschein mit dem Neongeflimmer der Leuchtschriften. Zur gleichen Zeit betrat der Mann aus dem Kriechgang den Lagerkeller. Er reckte das lahmgewordene Kreuz. Dann befestigte er nach Art alter Krieger die Handgranate mit der Abzugsschnur am Knopfloch seiner Brusttasche, so daß er notfalls nur abzuziehen brauchte.
In pechschwarzer Finsternis tastete er sich voran, denn er kannte den Grundriß des Kellergeschosses aus gründlich studierten Zeichnungen ganz genau. Voller Zuversicht wähnte er das Tor am Ende der ausersehenen Lieferstraße von heimlichen Helfern geöffnet und angelehnt. Das stärkte seinen Mut.
Hadubrant unterdessen, den Fuß schon auf der Tanzbodenschwelle, gewahrte das alarmierende Zeichen über seinem Grenzabschnitt. Obwohl er wußte, daß manchmal wilde Kaninchen, gegen die Fühldrähte hopsend, sich selbst ein Salut bescherten, ging er nun neugierig grenzwärts. Doch nicht gegen den Friedhof wandte er sich, sondern er dachte: Dort, und überhaupt über der Erde haben wir Sicht und Sicherung genug, anders darunter in den winkligen Kellern des Lagerschuppens. Das wird mir viel zu wenig beachtet. So begab er sich zu den Liefereinfahrten, fand das dunkelste Tor nur angelehnt, anstatt verschlossen, steckte seine Nase hinein, hoffte auf Lichtschalter zu treffen und betrat den Gang im Dunkeln.
Der Alte im Keller vernahm die tappenden Schritte. Er preßte sich eng an die kühle Wand und verhielt den Atem. Der Sohn jedoch näherte sich nur zögernd. Als er sich um eine Gangecke tastete, schlug ihm ein leichter Luftzug entgegen. Seit wann aber zog es in zugemauerten Kellern? Er stieß mit dem Fuß gegen ein Hindernis, ertastete einen Ziegelstein und hob ihn für alle Fälle auf. Zu seinem Nachteil hatte der Alte den Leuten in der Litfaßsäule das Rauchen streng untersagt, damit nicht verräterische Tabakdüfte der unvermeidlichen Zugluft beigemischt würden. So tastete sich der Sohn mit angefeuchtetem Finger, Fuß vor Fuß, dem Grabehauch entgegen. Der roch nach frischer Erde. Da schlug ihm ein blendender Lichtkegel ins Gesicht. Mein Tod, was hast du ein grelles Auge, durchzuckte es den Jungen.
„Wirf die Klamotte weg!“ befahl eine herrische Stimme.
Mein Leben, was bist du noch wert? So dachte der Junge zum Zweiten. Und statt den zerbrochenen Ziegel fallen zu lassen, umklammerte ihn seine Faust noch fester.
Da kollerte hinter der Lichtblende, aus großer Manneshöhe herab, ein kurzes Gelächter. Die Stimme des unsichtbaren Großen ertönte nicht ohne Wohlgefallen: „Nur wacker, junger Mann. In meiner Rechten liegt, noch am dünnen Zündfaden, eine Bombe. Die werfe ich nach dir, sofern du dich nur regst. Da magst du deinen Brocken ruhig behalten.“
Mein Vorwitz, wie selten hätte einer dieses Ende eher verdient, als ein Soldat ohne Waffe, schloß Hadubrant zum Dritten sein Gebet. Dann fragte er, lichtdurchstochenen Gesichts, da doch das Leben noch währte, und ihm gewonnene Sekunden jetzt teurer schienen als anders ganze Jahre, schließlich gab es ja oben Alarm:
„Wer sind Sie?“
„Diese Frage steht mir zu, Freund“, entgegnete der Unsichtbare.
„Bin ich doch an Jahren, als auch an Erfahrung, wie die Lage beweist, der Ältere von uns beiden.“
Schier silberweiß, so hell bestrahlt, und schmerzhaft weggekrümmt vom Scheine, sprach der Soldat, der Zeit gewinnen wollte:
„Ich heiße Hadubrant, kurz ‚Hant‘ genannt von den Genossen. Mein Vater war einer von den Neugermanen, die solche Namen wieder eingeführt, das sagten mir die Leute. Er gab ihn mir, bevor er gegen Osten zog, um Lebensraum zu kriegen.“ Die Stimme über dem Licht, das in die Augen stach, so stach, daß sich der Angeleuchtete ausgeleuchtet, nackt und festgenagelt fühlt, fragte nach einer Pause: „Und wo ist dein Vater?“
„Er kam nicht wieder“, sagte Hant.
„Es hieß, er sei vermißt, was soviel heiße wie verschütt, verschollen, verkommen, verstorben und verdorben.“
„Erinnerst du dich seiner?“
„Keinesfalls“, beschied der Junge, indem er überlegte, ob nicht inzwischen die Hintergründe des Alarms seitab vom Lagerschuppen aufgeklärt wären.
„Das Bildnis eines Mannes“, fuhr er fort, „steht wohl zu Hause auf der Kommode. Er hatte starke graue Augen, kann sein, daß ich von ihm stamme, was nicht bedeutet, daß er je mein Vater war.“
Nun fragte hoch herab die Stimme: „Und sagt man nicht, mein Junge — Halt, keine Bewegung! — und sagt man nicht, du habest die sanften Augen deiner Mutter?“
Es krümmte sich der Ausgehsoldat vor Licht und fragte erstaunt: „Woher wollt Ihr das wissen? Es ist so.“
Für einen Augenblick erfaßte der Schein der Blendlaterne drüben eine schwere Hand, durchleuchtete die Finger, die sich vor der Brust krallten. Das war die Handgranate, von blutdurchpulster Faust umspannt.
Dann sprach die Stimme: „Vernimm, mein Sohn, dein Vater steht vor dir, wenn auch mit diesem Hexenei am Abzug. Es wäre die erste Ladung nicht, die er treffsicher nach anderen geworfen hat. Doch stockt der Schwung mir, seit dieser Lichtschein mein Spiegelbild aus der Schwärze reißt. Ich hab dich nie gesehen, außer gelegentlichen, halb abgelenkten, halb peinlich angemuteten Blicks in die Windeln, aber was ich an dir von mir vermisse, ist eingetauscht gegen das Erbteil deiner Mutter. Die ist mir wohl bekannt.“
Glühende Kreise kreisten hinter der Stirn des Geblendeten. Verwundet stöhnte seine Wißbegier im letzten noch nicht ganz durchglühten Winkel des Gehirns: Was ist das für ein Wesen, das von sanften Augen spricht, und sie dir langsam mit Photonenbündeln aus den Höhlen



stößt? Er stöhnte: „So zeige mir dein Gesicht, Mensch!"
Der Blender erwiderte: „Solange du den Stein behältst, kann dieses nicht geschehen. Gesteinigt ward auch Goliath vom kleinen David. Doch deiner Mutter Angesicht will ich dir gern beschreiben.
Sie hatte braunes, dichtgewelltes Haar, daraus der Duft von Nußbaumblättern wehte. Die Augenbrauen, weich geschwungen, verschimmerten nach den Schläfen hin als goldiger Flaum. Die Unterlider, fast halbmondförmig aufgewölbt, betteten ihre Augen in verschmitzten Schlitzen. Die Nase, klein und stups, hatte, wie es schien erfolgreich, stets ihre Sommersprossen gegen die Angriffe der ganzen Frau zu halten. Von ihren Lippen laß mich hier nicht schwelgen, verstehst ja doch noch nichts davon, Junge. Im linken Ohrläppchen, das mußt du jedoch wissen, ist ihr vom Durchstechen fürs Ohrgehänge ein verhärtet Knötchen geblieben. Nie trägt sie seither Ringe oder Zwicker. Einem jeden erzählt sie ungefragt den Grund hierfür."
Das tut sie heute noch, erstaunte Hadubrant für sich.
„In ihrer Achselhöhle, linkerhand, sitzt wie ein Marienkäferchen ein Muttermal, kaum wahrzunehmen für einen, dem sie nicht vergönnt, genauer hinzuschauen."
Was soll ich davon halten? So meinte der Sohn.
„Die Form der Brüste, nun, das dürfte heute keinen Zweck mehr haben. Doch auf dem Rükken, ziemlich weit unten . . ."
„Schweig, du Hund!" empörte sich der Junge.
„Kannst du ja auch nicht wissen", begütigte der Vater und lauschte rückwärts, ob nicht aus dem Stollen endlich ein Mann gekrochen käme, damit sie den Soldaten mühelos ohne Kampflärm überwänden.
„Nun sage mir eines", forschte Hadubrant. „Wenn du dich so gut an sie erinnerst und liebevoll beschreibst, warum bist du nicht zu ihr zurückgekehrt, Vermißter?"
Der gereifte Mann antwortete: „An dieser Frage erkenne ich den jungen Dachs, der noch nicht weiß, wie sehr ein alter Krieger sich vierteilen oder achteln müßte, wollte er zu all den Weibern zurück, deren Körper er Zoll für Zoll und durchaus liebevoll beschreiben könnte."
„Die Rede ist von meiner Mutter, nicht von irgendwelchen Weibern!"
Darauf erwiderte der Vater: „Zwei Dinge halten diese Welt zusammen, Fliehkraft und Anziehung, davon die eine des Mannes, die andere des Weibes Wesen ist. Anziehend wird sie sich, wenn auch mitunter ausgezogen, statt meiner bald mit anderen getröstet haben."
„Verkommener Strolch", empörte sich der Sohn.

„Sie ist von dir ‚Vermißten', allein gelassen mit dem Kind, da euer Krieg ihr nichts gebracht hat als Hungersnot und Bomben, um ihre beste Lebenszeit betrogen worden. — Du nimmst den Hohn zurück, sonst . . .!"

Und sich vergessend warf der Sohn blitzschnell den Stein. Die grelle Lampe fiel zu Boden und verlosch. Geblendet waren beide.

So hast du, meine Mutter, jubelte der Soldat tief innerlich, mir in der Not geholfen. Er rief: „Nun wirf die Handgranate oder schieß, wenn dir der Lärm nichts ausmacht! Rein taktisch wirst du wohl an mir nun nichts mehr auszusetzen haben."

Der Eindringling, wenngleich erschrocken, war durch Erfahrung standfest und gewitzt genug. Er lobte: „Nicht schlecht für dein geringes Alter." Und er spottete: „Das nenn ich eine Leistung, im Bunde mit Weibern militärisch gleichzuziehen. Nun weiter, Sohn. Da ich hier nicht schießen mag, kannst du mich vielleicht im Zweikampf weiter überlisten. Den Orden, der dafür bereitliegt, gönn ich dir. So deutlich zeichnet sich die Lage der Nation nicht alle Tage ab und wird auch selten einfacher geklärt als hier im Ringen Mann bei Mann, Vater gegen Sohn, in tiefster Nacht."

Der alte Krieger und Gefolgsmann manchen nächtlichen Überfalls suchte, indem er sprach, seine Augen an das Dunkel zu gewöhnen. Doch nicht ein Schimmer noch so schwachen Lichts drang hier herab.

Der Sohn hingegen wähnte sich noch immer eingeschmolzen in den heißen Silberstrom der Strahlen. Er sprach aus dem Gedächtnis: „Treffender kann das Bild des Landes nicht gezeichnet werden, das der Vater einst siegestrunken, auf Panzern reitend verließ. Jetzt kommt er wieder, nachts, auf allen Vieren, mit einer Bombe um den Hals, die er nicht werfen darf, begierig, dem eigenen Sohn vielleicht die Gurgel abzudrücken.

Was in aller Welt hast du bei uns zu suchen?"

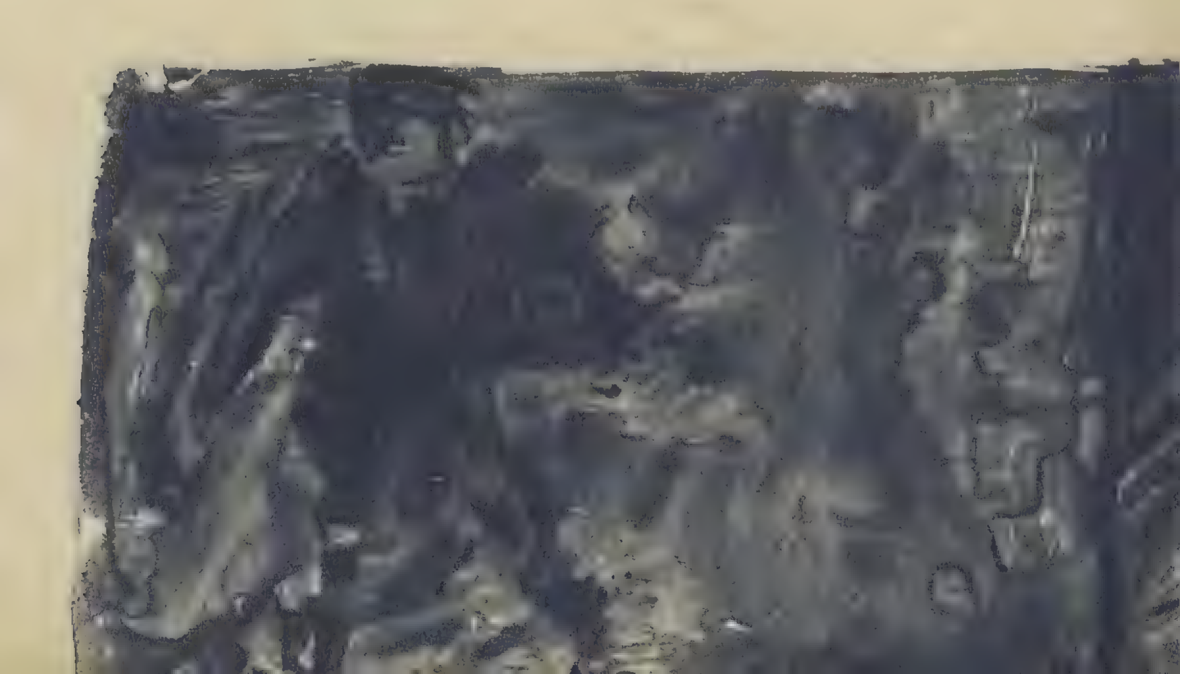
Der Alte überlegte. Es war geplant, fürs Erste einen guten Mann hinüberzuschleusen. Er sollte den Schleichverkehr unter der Grenze sieben und sichern. Jetzt stand der grüne Junge diesem Unternehmen quer im Wege. Und der Verbindungsmann im Osten wartete umsonst.

Es duftete in diesen Lagerräumen noch immer stark nach Südobst. So sprach der Vater schnell: „Was ich hier suche? Apfelsinen gewiß nicht und ähnlichen Tinnef. Der Duft, der hier anstelle reifer Früchte noch von Weihnachten her schwebt, und der euch wohl bis zum nächsten Fest genügen muß, eh wieder ein paar Wagenladungen von der billigsten Sorte hier eingelagert werden, lockte mich gewiß nicht.

Doch reizte es mich vielleicht, einmal zu sehen, wie eifrig mein Sohn selbst die Erinnerung bewacht, an Dinge, die anderwärts fast auf der Straße rollen. Armer Junge! Was sie aus euch gemacht haben. Wachthunde einer großen Illusion, genährt vom Glauben und verwirrt von Phrasen, quartalsweise mit zugeteilten Rationen jener schönen Dinge sparsam bei der Stange gehalten, die ihr in Menge doch nur seht, wenn ihr die Augen schließt. Dabei wäre es so einfach, das Selbstverständliche zu erringen. Der Weg für dich ist frei. Ein paar Schritte bloß. Du brauchst mir nur zu folgen."

Inzwischen müßten sie doch, zum Kuckuck, dort oben herausgefunden haben, daß der Alarm nur blöder Bluff war, dachte der Soldat, weil er der Suggestion verfiel, es würden hier Sekunden zu reinen Ewigkeiten. Und immer noch auf Zeitgewinn bedacht, fragte er: „Gesetzt den Fall, ich käme mit, was könntest du mir bieten?"

„Wovon du hier nur schnuppernd träumen kannst, zunächst die greifbare Fülle. Sodann Freiheit. Einen guten Job. Meinen Volkswagen will ich dir schenken, wenig gebraucht, denn mir steht der Sinn nach einem neuen Modell. Als Garantie nimm hier dies Bündel Scheine, lauter Westgeld!" Im Dunkel, ungefähr dort wo der Vater stehen mußte, erahnte Hadubrant



eine Bewegung, wie wenn sich jemand in die Innentasche greift.
Ich werde wohl in tiefster Finsternis nach deinem Köder tasten, verwahrte sich der Sohn im Geiste. Es könnte das Papier hart sein wie ein Revolverknauf. Den Standort heimlich wechselnd, fragte er zuvor: „Und was wird aus Mutter, soll auch ich sie verlassen?“
Der Teufel hole alle Mütter und jeglichen Anhang junger Landser, fluchte der Alte heimlich. Sie machen den Soldaten schlapp und unberechenbar. Er versprach: „Die holen wir natürlich nach oder schleusen sie besser noch vorher durch. Der Gang, den ich geschaffen habe, wird heute noch säuberlich verkappt. Mit deiner Hilfe könnten wir ihn noch lange Zeit erhalten, zugunsten menschlicher Kontakte zwischen Ost und West. Dein Kredit bei uns würde sich um jeden gewonnenen Tag verdoppeln. Du selbst sollst entscheiden, wann du dich in Sicherheit begeben willst. Ich bürge dir dafür als Vater.“
Hier stehen Worte gegen Fakten, begriff der Sohn in aller Hast. Der Gang ist ein für allemal verraten, wenn er mich nicht auf s e i n e Seite zieht. Lebendig oder tot fall ich ihm diesseits zur Last. Denn alarmiert belauschen die Genossen das Gelände. Und seine Helfer basteln noch am Schachtverschluß. Von wessen Seite nun die erste Hilfe kommt, von oben oder unten, der wirft den anderen nieder. Solange mag uns die Verwandtschaft hindern, auf einander loszugehen. Noch ist es Zeit das Beste für uns b e i d e zu erhandeln.
Ehe der Vater, des Sohnes Schweigen für sich günstig deutend, mit guten Worten nachhelfen konnte, erwiderte der Junge: „Nun gut, das war die eine Möglichkeit, die Apfelsinenfrage für dich und mich alleine zu lösen. Es hat der Ältere nach Gebühr zuerst gesprochen. Nun ist es billig auch mich zu hören. Ich bin auf dieser Seite aufgewachsen. Nicht daß mein kleines Mutter-Land mir groß genug erschiene, doch habe ich hier studiert. Ich habe auch gelernt, das Gute stets im Verein mit allen Menschen zu erwerben. Das ist die rechte Freiheit nicht, als Sklave eigener Begierden des Nächsten Wolf zu sein. Wenn du noch einen echten Drang zur Wahrheit hast, so komm zu uns und suche meine Worte hier zu prüfen. Denn wenn du kein Verbrecher bist, hast du nichts Arges zu befürchten. Dafür verbürge ich mich als Sohn. Du wärest endlich heimgekehrt, Bild auf der Kommode. Und hätte dir der Krieg nichts anderes gelehrt als Gänge zu graben, im Bergwerk könntest du weiter schürfen nach Herzenslust. Wir würden deine Kalifrachten, die du uns fördertest, umtauschen gegen jene schönen Dinge, mit denen du soeben wuchern wolltest.“
Es rührte den Soldaten, so väterlich mit einem gealterten Manne zu sprechen. Freude über dieses Vermögen und Scham zugleich für den an Jahren Reiferen durchmischten seine Brust. Auch in dem Vater keimte ein gewisser Stolz. Die durchaus ungewohnte, auch unbegreifliche, wie eine andere Sprache klingende Rede des Sohnes weckte Staunen. Umso brennender erwachte in ihm der Wunsch, den Jungen zu besitzen. — Könnt ich ihn doch zu Boden schlagen, lautlos, und dann das willenlose Bündel zu mir hinüberschleifen. Einmal erbeutet, wäre dieses grüne Holz wohl noch zu richten. Denn freilich kommt der nicht von selbst zu mir. Doch wo ist hier, da einer nicht den anderen sieht, und jeder wie ein Panther von einer Wand zur nächsten schleicht, verflucht, ein sicherer Schlag zu führen?
Ich habe mich zu stark schon engagiert, um drüben ohne Strafe abzukommen.
Er wiederum steht unter Eid.
Zum Teufel mit der ungenauen Philosophie.
Er hat hier zu verteidigen, ich anzugreifen. Das ist verständliche Soldatenlosung. Ein jeder steht zutiefst in seiner Welt. Es läßt mein Bund sich seine Männer etwas kosten. Der wäre nicht mein Sohn, der nicht die Treue hält, und stünd' er für den Satan selbst auf Posten. ▶

Illustrationen: Wolfgang Würfel



Goddam, verruchte weibische Gedanken, fast könnt' ich liebend ihm das Leben schenken. So kommt der alte Geist verräterisch ins Wanken. Wie um so gültiger erkenne ich den Spruch: Soldaten sollen handeln und nicht denken. Unschlüssig duckte sich der Mann in seiner Finsternis. Am Boden fingerte der Grenzsoldat stumpfgeblendeten Gesichts nach irgendeiner Wehr, und wäre es der Splitter einer alten Apfelsinenkiste. Da stampften auf der Laderampe, herunterdröhnend, schwere Postenschritte. Jemand sprach vernehmbar: „Wenn der Krawall nun inszeniert war, sagen wir, um von gewissen Wühlmäusen hier unten abzulenken?"

„Fort", zischte Hadubrant. „Wenn es noch eine Lösung gibt, dann die: Du kriechst zurück von wo du hergekommen bist. Weil ich dir das Licht der Welt verdanke, das mir noch manches Schöne leuchten soll, verschwinde! Ich habe dich nie gesehen." Schon tastete der Mann sich rückwärts zu seinem Kriechgehäuse. Indessen rief der Sohn, es hallte in den Gewölben: „Hierher, Genossen! Ein Gang, ein Gang!"

Soll mein von langer Hand geplantes Unternehmen schon enden, ehe es begonnen hat? Soll denn ein Werk, so kühn, schlau, groß in seiner besonderen Art von einem zufällig hereingeratenen Kind zunichte werden? So kämpfte in dem Tunnel der Sappeur mit sich. — Kann ich noch leben bei den Unsrigen, nachdem ich für die freie Welt nur einen Blinddarm schuf? Muß nicht der unbrauchbare Graben, wenn er schon meinen Namen trägt, wenigstens auch meine Leiche haben?

Er zog mit scharfem Ruck die Handgranate ab. In ihrem Kern verkündete der Tod mit leisem Zischen: Noch drei Sekunden!

Und vor der Röhre stand nun der Sohn. Er mahnte: „Mach schnell, verschwinde! Gleich kommen sie."

Jawohl, gleich kommen sie. Erde oben und unten, dürftig abgestützt. Erde links und rechts. Wie eng dieses Grab ist.

Und dort der Sohn. Leichtsinnig hängt sein Atem über dem Schacht. Wer weiß, wie viele Söhne ich schon zerrissen habe. Kommt es da noch auf einen an?

Bin ich nicht selber Sohn? So tötet der junge den alten Sohn, als flössen die Wasser bergauf. Die Welt steht Kopf. Wo alles aus den Fugen fällt, was hält da noch die Angeln?

Antwort: Der alte Stock. Erhaltet um himmelswillen den alten Stamm.

Es zischt?

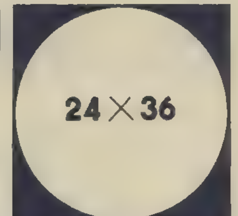
Gleich!

Rette dich, Sohn! Ach, rette sich, wer kann! Im letzten Augenblick warf er die Bombe nach dem Sohn. Dann glitt er zitternd rückwärts. Komplizen hoben den halb Betäubten in der Litfaßsäule aus dem Schacht.

„Wir hörten einen Donnerschlag. Was ist geschehen?"

„Ach, wer kann sich retten?"

PENTINA FM



Besondere Merkmale:

Wechselobjektive in den Brennweiten
30, 50, 85 und 135 mm
Festeingebauter Prismensucher
Großes, helles Reflexbild durch Fresnellinse
Zentralverschluß PRESTOR-Reflex
von 1 bis 1/500 s und B
Blitzsynchronisation X und M
Vorlaufwerk
Vollautomatische Blende
Schnellaufzug

Eine Kamera, die aus dem Rahmen fällt –

ist die PENTINA. Sie durchbricht zugunsten einer betont modernen Formgebung die konventionelle Bauweise der Spiegelreflex. Sie verbirgt geschickt in ihrem Inneren alle für eine solche Kamera typischen Merkmale, wie den Prismensucher usw. Vier Wechselobjektive stehen in einer sinnvollen Brennweitenabstufung zur Verfügung. Besonders bemerkenswert aber ist die Ausstattung der Kamera mit einem Hochleistungs-Zentralverschluß, der nun einmal den Vorzug genießt, das »Blitzen« uneingeschränkt zuzulassen. Und eine Belichtungsautomatik befreit Sie von der bangen Sorge um die richtige Belichtungszeit.

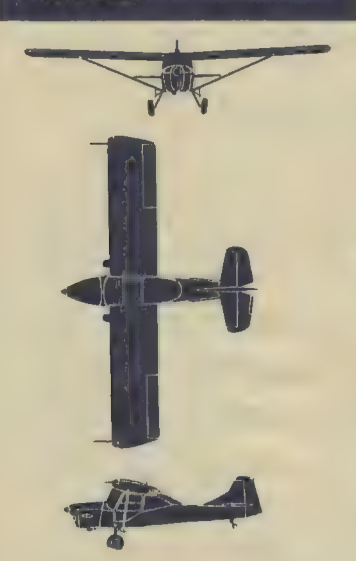
Preis: 640,– MDN
Auch auf Teilzahlung

VEB PENTACON DRESDEN



Kamera- und Kinowerke

ARMEE-RUNDSCHAU 10/1965 | TYPENBLATT | NATO-FLUGZEUGE





Auster A.O.P. Mk. 9 (England)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	720 kg
Abflugmasse (max.)	1050 kg
Spannweite	11,22 m
Höhe (im Stand)	2,70 m
Höchstgeschwindigkeit	204 km/h
Triebwerk	1 Vier-Zylinder-Kolbenmotor
Bewaffnung	ohne
Ausrüstung	Luftbildkameras, Leuchtbomben
Besatzung	2 bis 3 Mann

Die Auster Mk 9 ist eingesetzt als Beobachtungs- und leichtes Verbindungsflugzeug bei den britischen, indischen und südafrikanischen Luftstreitkräften und bei den indischen Heeresfliegerkräften. Erstflug des Prototyps 19. März 1954, Beginn der Serienproduktion 1955. Durch rundum verglasten Besatzungsraum und Hochdeckerauslegung wurden gute Sichtverhältnisse nach allen Seiten geschaffen. Festes Dreibein-Heckradfahrwerk für Start und Landung auf unvorbereiteten Plätzen.

ARMEE-RUNDSCHAU 10/1965 | TYPENBLATT | NATO-PANZER

Mittlerer Panzer „Leopard" Westdeutschland

Taktisch-technische Daten:

Masse	39 t
Länge	9500 mm
Breite	3250 mm
Höhe	2380 mm
Panzerung (max.)	ca. 150 mm
Steigfähigkeit	60 %
Kletterfähigkeit	950 mm
Überschreitfähigk.	3000 mm
Höchstgeschwindigkeit	65 km/h (Straße)
Fahrbereich (Straße)	ca. 560 km
Besatzung	4 Mann
Bewaffnung	1 Kanone 105 mm 1 Fla-MG 1 Turm-MG



Der „Leopard" soll in diesem Jahr als Standardpanzer der westdeutschen Armee eingeführt werden. Zur Bewaffnung führt er zusätzlich Nebelwerfer mit. Mit Schnorchel ist er bis 4 m watfähig.

ARMEE-RUNDSCHAU 10/1965 | TYPENBLATT | NATO-WAFFEN SCHÜTZENWAFFEN



MPi M 3 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Masse	3620 g
Kaliber	11,43 mm
Länge (mit Schulterstütze)	756 mm
Magazininhalt	30 Patronen
Masse des Magazins (voll)	976 g
Anfangsgeschwindigkeit	275 m/s
Visierreichweite	100 m
Schußentfernung	
— maximal	1550 m
— günstigste	100 m
Feuergeschwindigkeit	
— theoretische	400 Schuß/min
— praktische	80 ... 100 Schuß/min

Mit der MPi M 3 sind in der US-Armee nur Panzerbesatzungen (auch SFL) und verschiedentlich Fahrer von Kfz. ausgerüstet. Einzelfeuer kann mit dieser Waffe nicht geschossen werden.

ARMEE-RUNDSCHAU 10/1965 | TYPENBLATT | WAFFEN DES SOZIALISTISCHEN LAGERS



152-mm-Haubitze 43 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse (Gefechtslage)	3 600 kg
Kaliber	152,4 mm
Kadenz	4 Schuß/min
max. Schußweite	12 400 m
max. Entfernung im dir. Richten	580 m
Zugmittel	AT—S
Bedienung	6 Mann

Die 152-mm-Haubitze 43 wird zum Beschuß schwerer Feldverteidigungsanlagen, zur Bekämpfung gegnerischer Artillerie, zum Vernichten von Kräften und Mitteln des Gegners innerhalb und außerhalb von Deckungen sowie zur Bekämpfung von Panzern und zum Schaffen von Gassen in Minenfeldern oder Drahtsperren eingesetzt. Es werden Splitterspreng-, Splitter- und Betongranaten verschossen. Die 152-mm-Haubitze 43 gehört zur Bewaffnung aller sozialistischen Armeen.

Aktion „Whitehall"

Fortsetzung von Seite 37

Transport einer Brennstoffprobe in einer Rhizinusflasche hätte es beinahe eine Panne gegeben, als aus der Hosentasche eines der Partisanen plötzlich eine Stichflamme schoß, weil sich der Brennstoff entzündet hatte, und das ausgerechnet auf dem Bahnsteig in Siedlce, wo es von Wehrmachtssoldaten wimmelte, die auf den Zug warteten. Nur die geschickt und mit Heiterkeit angebrachte Erklärung von der Explosion eines Benzinfeuerzeuges beruhigte die aufgescheuchten Landser, die an einen Sabotageakt geglaubt und schon ihre Waffen schußbereit gemacht hatten.

Die Nachrichten von der Bergung einer vollständigen Rakete ging nach London. Der britische Geheimdienst, die englischen Waffenexperten, die immer noch gezweifelt hatten, verlangten die sofortige Übersendung der Rakete nach London. Ein englisches Transportflugzeug sollte die Rakete abholen.

Die „Operation Whitehall" lief an. Wieder gingen die Raketenteile auf ihre abenteuerliche und gefährliche Reise, diesmal in umgekehrter Richtung, von Warschau zurück in die polnischen Wälder. Die Partisanen hatten die 20 Kilogramm schwere funktechnische Steuerungsanlage der A 4 in Sauerstoff-Flaschen untergebracht, deren Böden sie wieder verschraubt und verlötet hatten und die sie zusammen mit echten Sauerstoff-Flaschen und im Besitz gefälschter Transportpapiere durch die Sperren schleusten. Bis knapp vor Tarnow verlief der Transport ohne Zwischenfälle.

Da plötzlich blockierte eine Gruppe deutscher Flieger die Straße und zwang den Lastwagen zum Anhalten. Den Partisanen stockte der Atem. War alles zu Ende? Aber die deutschen Flieger wollten nur mitgenommen werden, ihre Anwesenheit auf dem Lastwagen diente sogar, wie sich herausstellte, der Sicherheit des Transportes, denn die deutschen Kontrollposten, von den deutschen Uniformen getäuscht, behandelten den Transport sorgloser als sonst. Dann stiegen die Flieger ab und bedankten sich für die Mitnahme. Die Gefahr war überstanden, die Partisanen atmeten auf.

Jetzt ist alles am Rand der Waldwiese beisammen: Die Raketenteile, über 400 polnische Partisanen und der Reisighaufen, der entzündet werden und das Landungssignal geben soll.

In der dritten Stunde des Wartens zuckt Gedemyn zusammen: Das Brummen eines sich nähernden Flugzeugs ist zu hören. Er gibt leise den Befehl durch: „Abwarten, keine Bewegung ohne meinen Befehl."

Wie gut seine Vorsicht ist, zeigt sich einige Minuten später: Ein deutscher Fieseler-Storch landet auf der Waldwiese, nach ihm gehen noch zwei deutsche Messerschmitt-Jäger nieder. Gedemyn und seinen Leuten klopft das Herz bis zum Hals, sie starren wie versteinert auf die Waldwiese. Wurde der Funkspruch von den Deutschen abgefangen und der Standort des Senders geortet? Leise befiehlt Gedemyn: „Keine Aktion. Abwarten."

Es ist still, nichts rührt sich im Wald. Der Wald gibt sein Geheimnis nicht her. Die deutschen Flieger steigen ab, vertreten sich die Beine, rauchen eine Zigarette. Man könnte sie überrumpeln. Aber Gedemyn ist für Abwarten.

Nach einiger Zeit fliegen die drei Maschinen wieder davon. Sie sind auf der Suche nach den Überresten eines abgestürzten ungarischen Flugzeugs, was Gedemyn erst später erfährt.

Abend und Dunkelheit kommen. Wo bleiben die Engländer? Da, das tiefe Brummen einer schweren Maschine! Gedemyn läßt den Reisighaufen anzünden. Gleichzeitig befiehlt er: Jeder Deutsche, der jetzt die Waldwiese betritt, ist lautlos niederzukämpfen. 400 automatische Waffen werden entsichert und richten sich auf den dunklen Schatten, der langsam niedergleitet und mit abgestellten Motoren auf der Waldwiese heranrollt. Aber sind es die Engländer? Sind es vielleicht wieder Deutsche?

Aber es sind die Engländer. Flugzeugtüren werden aufgerissen, Männer umarmen sich. In fünf Minuten sind die Raketenteile verladen. Eine neue Schwierigkeit: Die schwere Dakota bleibt am Boden kleben, die vom Regen aufgeweichte Waldwiese hält sie fest. Die Engländer wollen schon aufgeben, ihre Maschine verbrennen und sich den Partisanen anschließen. Aber die Polen schleppen Reisigzeug heran und festigen die Rollbahn. Die Maschine rollt an. Erhebt sich in der immer dichter werdenden Dunkelheit. Gewinnt Raum. Entfernt sich über den Köpfen der Männer in Richtung Süden.

In den Augen Gedemys und der anderen Männer stehen Tränen. Eins der gewagtesten Unternehmen der polnischen Widerstandsbewegung während des zweiten Weltkrieges ist erfolgreich abgeschlossen. Bis Kriegsende ahnen die Deutschen nicht, was sich unter ihrer Nase auf der Waldwiese bei Wal-Ruda am 25. Juli 1944 abgespielt hat.

Wenige Wochen nach der „Operation Whitehall", am 8. September 1944, wurde die erste A-4-Rakete nach England abgeschossen. Ihr folgten bis zum Kriegsende 4300 weitere Raketen. Die faschistische Rüstungsindustrie bekam dafür drei Milliarden Mark. Fast 9000 englische Tote und über 25 000 Verletzte waren das Ergebnis der englischen Skepsis, von den Zehntausenden Toten der KZ zu schweigen, die beim Bau der Versuchsgelände und Abschußrampen zugrunde gingen.



IKA ELECTRICA


Artilleristen

fallen vom Himmel

Von AR-Korrespondent Major JANUSZ SZYMANSKI, Warschau

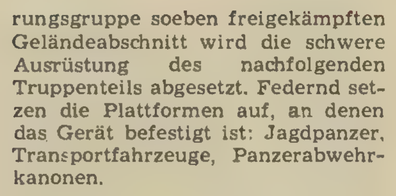




Eben waren es noch winzige Pünktchen, die am Horizont auftauchten, jetzt erschüttert bereits das Motorengedröhn großer Transportflugzeuge die Luft. Und ehe man sich versieht, ist der Himmel von Fallschirmen weiß getupft.

Soldaten schweben zur Erde, aus den MPi's feuernd und Handgranaten werfend. Kaum gelandet, formieren sie sich, besetzen hier einen Hügel, graben sich dort ein — kurz, sie sichern das Landegebiet.

Das alles dauert nur Minuten. Und gleich darauf ertönt wieder das Donnern der Flugzeugtriebwerke. Doch diesmal fallen große, schwere Körper aus den weit geöffneten Heckluken, riesige Lastenfallschirme öffnen sich. In dem von der Sicherungsgruppe soeben freigekämpften Geländeabschnitt wird die schwere Ausrüstung des nachfolgenden Truppenteils abgesetzt. Federnd setzen die Plattformen auf, an denen das Gerät befestigt ist: Jagdpanzer, Transportfahrzeuge, Panzerabwehrkanonen.





Und „richtige" Artillerie? Auch darüber verfügt die Luftlandeeinheit. Mit schnellen Handgriffen lösen die inzwischen ebenfalls abgesprungenen Bedienungen ihre Geschoßwerfer aus den Verschnürungen, befestigen die Anhängekupplungen an den rasch herangefahrenen GAS, sitzen auf und rollen in die befohlene Feuerstellung. Mit den anderen zusammen bilden sie eine bewegliche, schlagkräftige Truppe, ganz darauf eingestellt, überraschend und wirksam im Rücken des Gegners zu operieren, um beispielsweise den Vormarsch der eigenen Verbände zu erleichtern.

Fallschirmjäger erkennt man nicht nur an ihren Baretts. Auch die Ausrüstung verrät ihr Metier. Alles ist kleiner und leichter als bei den



Ohne Zeit zu verlieren wird die Stellung wieder gewechselt. Das Überraschungsmoment ist für die Luftlandetruppen auch im Erdkampf einer der wichtigsten Faktoren für den Erfolg.



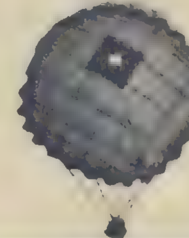




Blitzschnell geht die Batterie in Stellung. Das Kabel zum elektrischen Zünden der Treibladungen wird angeschlossen. Andere richten, laden und ...



Truppenteilen der Landstreitkräfte. Ihre Panzerfahrzeuge nehmen sich beispielsweise neben einem T 54 geradezu zierlich aus.
Doch alles läßt sich nicht ohne weiteres verkleinern — das Kaliber der Geschoßwerfer zum Beispiel nicht.



Trotzdem sollen die Werfer leichter sein als sonst. Man half sich, indem man sie „halbierte". Aus der auf einem dreiachsigen LKW montierten sechzehnrohrigen BM-14 wurde so ein achtrohriger, äußerst wendiger Geschoßwerfer, der nur noch auf zwei Rädern ruht. Reichweite und Treffgenauigkeit veränderten sich dadurch kaum.

Die von einer Salve pro Werfer eingedeckte Fläche ist natürlich kleiner als bei der BM-14; doch dafür brauchen die Fallschirmspringer nicht auf eigene Artillerie zu verzichten. Und wer die Wirksamkeit moderner Geschoßwerfer aus eigener Anschauung kennt, der zweifelt nicht, daß auch die „halbierte" BM-14 eine ausgezeichnete Waffe zur Bekämpfung von Flächenzielen ist.
In der Feuerstellung bricht jetzt ein infernalisches Heulen und Dröhnen los. Lange Feuerschweife hinter sich herziehend, jagen die Geschosse, rasch aufeinanderfolgend, ihrem Ziel entgegen. Schwer ist es, ihnen zu entrinnen; denn sie schlagen ziemlich dicht nebeneinander ein, in Sekundenschnelle einige tausend Quadratmeter umpflügend. Kaum aber sind die Detonationen der Einschläge verhallt, da rollt die Batterie schon wieder — Stellungswechsel. Mag der Gegner die alte Stellung ruhig beharken ...

Präzise wie ein Uhrwerk läuft das alles ab. Und erstaunt erinnert man sich, daß doch fast eben erst winzige Pünktchen am Horizont auftauchten.



... dann ertönt das Feuerkommando.

Der NEUE Gruppenführer

Von Hauptmann
Siegfried Posselt

Eine verpatzte Schutzausbildung und Unteroffizier Peters Rachegedanken. Gefreiter Waldowski glaubt, seine Einschätzung des neuen Gruppenführers bestätigt zu finden.

Die erste Ausbildungsstunde wird er nie vergessen. Er sieht sich vor der Gruppe stehen. Die Soldaten werden immer unruhiger, lispeln miteinander. Einer lacht lauthals und unverschämt los: Gefreiter Waldowski. „Vielleicht geht das nun bald los", ruft er schadenfroh. „Wir brauchen unsere Schutzausbildung!" Unteroffizier Peter ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um ihn zur Ordnung zu rufen. Er bemüht sich, den Faden nicht zu verlieren. Immer wieder entstehen Pausen. Schon vor mehreren Minuten hat der Zugführer befohlen, mit der dritten Lehrfrage zu beginnen, mit der Entaktivierung der Ausrüstungsgegenstände.

Unbarmherzig brennt die Sonne. Dicke Schweißperlen rinnen Unteroffizier Peter von der Stirn. Wenn er sich jetzt verkriechen könnte, was gäbe er dafür! Er redet weiter, stockend nur, von Augenzeugenberichten über Atomexplosionen, von Fischen, die durch die Druckwelle getötet werden ... Das gehört alles nicht zum Thema. Er weiß das. Wie anders aber soll er Zeit gewinnen?

Theoretisch war ihm anfangs alles klar. Er hat erzählt, wie man eine Atomexplosion erkennt, wie man sich gegen die Auswirkungen schützt, und wie man später die Ausrüstungsgegenstände ablegt, ohne selbst mit den radioaktiven Teilchen in Berührung zu kommen. Wie aber soll er das nun mit den Soldaten praktisch durchführen? Welche Kommandos gibt es dafür? Wie ist die genaue Reihenfolge der Handgriffe? Wie soll er methodisch herangehen? Darüber steht nichts im Konspekt, daran hat er auch beim Vorbereiten des Unterrichts nicht gedacht. Immer wieder schaut er zu Unteroffizier Kirchner, seinem linken Nachbarn hier im Übungsgelände. Ihn hätte er fragen können; vorher allerdings, aber nicht jetzt während der Ausbildung.

Unteroffizier Peters Hilflosigkeit entgeht den Soldaten nicht. Sie amüsieren sich darüber, den Neuen einmal unsicher zu sehen. Besonders Gefreiter Waldowski fühlt sich in seiner Ansicht bestärkt, daß ihm der neue Unteroffizier nicht das Wasser reichen kann. Ihn, den Stellvertreter, hätten sie zum Gruppenführer machen sollen.

Gefreiter Waldowski hält von niemandem mehr als von sich selbst – nach dem Motto: „Ick bin Berliner, wer ist mehr?" Hat er erst mal festgestellt, daß jemand aus der „Provinz" stammt, dann ist der sofort bei ihm abgeschrieben. Und Unteroffizier Peter kam aus der „Provinz". Sein größtes Vergehen besteht in den Augen Waldowskis jedoch darin, daß er nicht die geringste Bereitschaft zeigt, seine „Überlegenheit" anzuerkennen. Woher nimmt er nur dieses Selbstbewußtsein?

Da erschallt auch schon die Stimme des Zugführers: „Was ist denn los mit Ihnen, Unteroffizier Peter? Wollen Sie nicht anfangen?" Am Wollen liegt es nicht. Er will schon, auch hat er von Unteroffizier Kirchner einiges abgeguckt. Doch wie geht es am Schluß weiter? Unteroffizier Kirchner ist noch nicht fertig. Ausbilden und beobachten zugleich geht schlecht. Zeit gewinnen, dieser Gedanke beherrscht Unteroffizier Peter. Immer wieder kramt er irgendetwas aus seinem Gedächtnis hervor, bis ihn der Zugführer ein weiteres Mal unterbricht: „Das gehört nicht zum Thema!"

Unteroffizier Peters Unsicherheit verwandelt sich allmählich in Wut. Wut auf den Zugführer, der ihm lieber vorher hätte helfen sollen; Wut auf die Soldaten, die sich lustig machen über ihn. Die restlichen 20 Minuten reichen gerade aus, um die verschiedenen Phasen, so wie er es bei Unteroffizier Kirchner gesehen, recht und schlecht vorzuführen, nicht aber, um sie mit den Soldaten zu üben. Was kümmert ihn das jetzt. Er hat die erste Ausbildungsstunde über die Runden gebracht. An die vielen, die noch folgen werden – für drei Jahre ist er verpflichtet –, wagt er in diesem Moment nicht zu denken.

Der Zugführer hat sich ihm von hinten genähert. Unteroffizier Peter schrickt zusammen. Er ahnt, was jetzt folgt. „Die Ausbildung war schwach vorbereitet", platzt Unterleutnant Gröbel los und überschüttet ihn mit Vorwürfen. Wieder in der Kaserne angekommen, ruft ihn bald darauf der Kompaniechef, Hauptmann Förtsch, zu sich. „Das ist unmöglich, was Sie

sich heute geleistet haben", redet er auf ihn ein, ruhig allerdings, so wie es seine Art ist. „Sie sind eben erst von der Schule gekommen und müßten das alles noch wissen ..."

Mit sich und seinen Vorgesetzten unzufrieden geht Unteroffizier Peter an diesem Abend schlafen.

Die Parteigruppe befaßt sich mit dem „Fall Peter". Der Sünder macht seinem Herzen Luft und trägt zur Klärung der Schuldfrage bei.

An den folgenden Tagen schleicht Unteroffizier Peter bedrückt einher, geht dem Zugführer aus dem Wege und meidet jedes überflüssige Gespräch. Wenn er etwas gefragt wird, gibt er einsilbige Antworten. Die Parteigruppe sieht sich genötigt, einzugreifen. Zu Viert sitzen sie wenige Abende später zusammen, die Mitglieder Oberleutnant Zielecinski, Hauptmann Förtsch, Hauptfeldwebel Buchholz und Unteroffizier Peter. Die Ausbildung hatte nicht geklappt. Das steht fest. Woran aber lag es? Er hat sich zu sehr an sein Aufzeichnungsheft von der Schule geklammert, aber er sei mit den Vorschriften nicht besonders vertraut, erklärt Genosse Peter.

„Aber gegenüber den anderen Unteroffizieren sind Sie theoretisch am besten versorgt, alles ist noch frisch im Gedächtnis", unterbricht der Kompaniechef. Unteroffizier Peter will entgegnen, daß er die Vorbereitung sicher etwas zu leicht genommen habe. Doch dann erinnert er sich, wie er sich Konspekte von bereits entlassenen Unteroffizieren herausgesucht hatte, wie er sich beim Zugführer informieren wollte und keine befriedigende Antwort erhielt, wie er sich bei Unteroffizier Bergmann einen Rat holte. Er denkt daran, wie ihn das Lampenfieber am Abend vor der Ausbildung dazu trieb, das Skatspielen zu erlernen, wie er jede Runde verlor und das gern in Kauf nahm, nur um Ablenkung zu haben. Und er bringt es nicht über die Lippen, daß er die Sache auf die leichte Schulter genommen hat, weil es der Wahrheit widersprach. Theoretisch am besten versorgt! Welch ein Unfug! Fünf Monate Unteroffizierslehrgang reichen gerade aus, um das Nötigste mitzubekommen. Haben die Genossen denn vergessen, daß er vor sechs Monaten noch als Diesellokomotivschlosser arbeitete und sich nicht um Ausbildung und Erziehung zu kümmern brauchte? Die anderen haben ihm die Praxis voraus. Die läßt sich nicht im Unterrichtsraum erlernen. Vorerst behält er das alles für sich und antwortet gereizt, daß es sich seiner Ansicht nach gar nicht lohne, „wegen der einen Ausbildungsstunde ein solches Drama zu machen".

„So geht's nicht!", springt Oberleutnant Zielecinski, der Parteigruppenorganisator, auf. „Die Ausbildung ist kein Zeitvertreib!" Hauptfeldwebel Buchholz fügt hinzu, warum er denn überhaupt Unteroffizier geworden sei, wenn er derart lasch arbeite.

Unteroffizier Peter könnte sich ohrfeigen. Da läßt er nun schon seit Tagen den Kopf hängen, und hier erweckt er den Eindruck, als habe ihn das alles kalt gelassen. Das dürfen sie nicht glauben! Er muß etwas sagen! Was nur? Das nächste Mal wolle er sich besser auf die Ausbildung vorbereiten, bringt er schließlich hervor.

„Damit ist das nicht abgetan. Wir wollen über die Fehler diskutieren und sie das nächste Mal verhindern", erwidert Hauptmann Förtsch.

Sie nehmen also sein Versprechen nicht für voll. Aber was wollen sie denn hören? Vielleicht daß er, Unteroffizier Peter, die alleinige Schuld trägt? Wer hatte sich denn um ihn gekümmert? Keiner. Jetzt über ihn herfallen, das verstehen sie. Von wegen theoretisch am besten versorgt! Alles, was sich in den wenigen Tagen an Ärger angestaut hat, bricht jetzt aus ihm hervor, sprudelt als unendlicher Redefluß über seine Lippen. Er endet erst, als er alles, was ihn bedrückt, vor den Genossen ausgebreitet hat. Selbst der Zugführer habe kaum auf seine Fragen geantwortet. Von den meisten Gruppenführern werde er nur als Hüpfer bezeichnet. Sie freuen sich, wenn ihm etwas danebengeht, statt ihm unter die Arme zu greifen. Auf dem Unteroffizierslehrgang sei er zum Gruppenführer gegangen, der habe immer Rat gewußt. Er sei es nicht gewöhnt, wegen jeder Kleinigkeit zum Zugführer oder gar zum Kompaniechef zu rennen.

„Und jetzt sind Sie selbst Gruppenführer, und Ihr unmittelbarer Vorgesetzter ist der Zugführer. Jetzt müssen Sie sich an ihn wenden", wirft Hauptmann Förtsch an dieser Stelle ein. „Ich habe schon mit Unterleutnant Gröbel gesprochen, er wird Sie in Zukunft nicht mehr so leichtfertig abweisen."

„Sie sind der einzige Unteroffizier der Kompanie, der in der Partei ist", gibt Oberleutnant Zielecinski noch zu bedenken. „Sie müssen sich durchbeißen, Vorbild sein, sonst kommen wir auf keinen grünen Zweig."

Die Beratung hat den richtigen Auftrieb erhalten. Die Schuld für das Versagen während der Ausbildung wird nicht mehr nur bei Unteroffizier Peter gesucht. Jeder hat seine Ansichten überprüfen und zum Teil korrigieren müssen.

Unteroffizier Peter wird herausgefordert, baut eine Schützenmulde in 15 Minuten und verläßt das Ausbildungsgelände als moralischer Sieger.

An jenem Abend der Parteigruppenberatung kann Unteroffizier Peter noch nicht ahnen, daß er wenige Tage danach mit einem Feldspaten um sein Ansehen bei den Soldaten ringen wird. Er überlegt hin und her, wie er sie auf seine Seite ziehen kann. Daß Gefreiter Waldowski nicht gleich mit wehenden Fahnen zu ihm überlaufen wird, daß es Zeit brauchen wird, seinen

Starrsinn zu brechen, ist klar. Aber die anderen: Soldat Weiß, Soldat Reinhardt, Soldat Seidel ... Es muß ihm gelingen, sie für sich zu gewinnen. Wie das aber anstellen?

Bei der Pionierausbildung stellt Unteroffizier Peter den Soldaten die Aufgabe, eine Schützenmulde auszuheben; in 15 Minuten, so wie es die Vorschrift vorsieht. Nur unwillig ziehen sie den Feldspaten aus der Hülle. Soldat Reinhardt knurrt etwas von steinhartem Boden, das sei sowieso nicht zu schaffen.

Soldat Seidel begehrt zwar nicht auf, aber er beeilt sich auch nicht sonderlich. Er sticht ein Stück Rasen ab, ruht sich aus, schippt ein, zwei Minuten und ruht sich wieder aus ...

Soldat Weiß liegt als einziger flach auf der Erde und müht sich, dem ausgedörrten Boden eine Mulde abzugewinnen. Wie sich wohl Gefreiter Waldowski verhalten würde? Doch der hat 24-Stunden-Dienst, UvD-Läufer.

Unteroffizier Peter schaut auf die Uhr. 15 Minuten sind schon lange überschritten. Er äußert unverhohlen sein Mißfallen über das Resultat der Arbeit. „Sie müssen das erst mal vormachen, dann können Sie reden!" fällt ihm Soldat Reinhardt ins Wort. Die anderen nicken beifällig. Unteroffizier Peter ermahnt ihn zur Disziplin. Instinktiv fühlt er aber, daß er es dabei nicht belassen darf, wenn er Kontakt zu den Soldaten bekommen will. Gelingt es ihm, den Herausforderer zu beschämen, dann wäre viel gewonnen.

Unteroffizier Peter läßt sich einen Feldspaten geben und beginnt die Umrisse einer Schützenmulde abzustecken. Das scheinen die Soldaten nicht erwartet zu haben. Ob er sich da nicht zuviel vorgenommen hat? Sie stoßen sich an, schauen auf ihre Uhren, freuen sich, wie dem Unteroffizier der Schweiß von der Stirn rinnt und rufen ihm regelmäßig die Zwischenzeiten zu.

Unteroffizier Peters Spaten stößt auf einen Feldstein. Der hat ihm gerade noch gefehlt. Die rechte Hand schmerzt. Er versucht es mit der linken. Es geht nicht. In seinem Kopf hämmert es: ‚Nur nicht aufgeben!' Fast bereut er, daß er sich auf dieses Unternehmen eingelassen hat. Der gottverfluchte Stein! Ein Schimpfwort liegt Unteroffizier Peter auf den Lippen. Er unterdrückt es. Soldat Reinhardts Stimme dringt wie aus weiter Ferne an sein Ohr: „Na, Genosse Unteroffizier, Sie müssen sich beeilen, nur noch fünf Minuten." Und Soldat Seidel gibt auch seinen Senf dazu: „Ich sehe es schon kommen, die Mulde wird nicht fertig."

Die wird fertig — worauf ihr euch verlassen könnt! Unteroffizier Peter wirft den Erdwall auf, schätzt zwischendurch ein, welche Feinheiten noch notwendig sind, um der Vorschrift gerecht zu werden, und bemerkt dabei nicht die Blasen an seinen Händen.

Die Soldaten sind ein Stück zurückgetreten, um zu „kontrollieren", ob sich der Gruppenführer auch tief genug eingegraben hat. Doch so sehr sie auch suchen, sie finden nichts, was sie beanstanden könnten. Es bleibt dem Herausforderer nicht einmal ein Strohhalm, an den er sich


Illustration: Karl Fischer

klammern kann, um nicht eingestehen zu müssen, daß er den Kürzeren gezogen hat. Zu allem Überfluß fragt ihn der Unteroffizier auch noch: „Na, Genosse Reinhardt! Ist es zu schaffen oder nicht?“

„Sie sind das eben schon gewöhnt, und wir nicht“, versucht Soldat Reinhardt einer direkten Antwort auszuweichen. „Sie widersprechen sich. In Ihren Augen war ich doch bisher auch nur ein Hüpfer.“

Soldat Reinhardt fühlt sich in die Enge getrieben. Er kann nicht umhin, Unteroffizier Peter recht zu geben und kann seine Verlegenheit nicht verbergen.

Ungewollt wird Unteroffizier Peter nach der Rückkehr in die Kaserne Zeuge eines Gespräches zwischen den Soldaten und dem Gefreiten Waldowski. Es läßt ihn die Anstrengungen vergessen, die er hinter sich hat. „Sei froh, daß du nicht mit draußen warst“, erzählt Soldat Reinhardt, und seine Worte überschlagen sich bald. „Schützenmulden haben wir gebaut. Hart wie Stein war der Boden. Den Unteroffizier hättest du sehen sollen. Der hat gewühlt. Wühlen ist gar kein Ausdruck. Der ist bald weggeschwommen, so hat er geschwitzt.“

„Na und, ist er denn fertig geworden?“, fragt Gefreiter Waldowski. Ein ‚Nein‘ wäre ihm sicher lieber gewesen als das ‚Ja‘, das seiner Frage folgt. Er ärgert sich, daß die anderen in anerkennendem Tonfall über den Neuen sprechen. Was ist schon groß dabei, eine Schützenmulde in 15 Minuten auszuheben! Er sagt das auch, doch seine Worte finden diesmal kein Gehör.

Gefreiter Waldowski verstaucht sich während eines Marsches den rechten Fuß, muß dem neuen Gruppenführer wider Willen Achtung zollen und drückt eines Tages sogar den Daumen für ihn.

Für den Gefreiten Waldowski soll es noch weitaus schlimmer kommen. Auch seine Ansichten über den Neuen geraten von Monat zu Monat mehr ins Wanken. Das ganze gipfelt darin, daß er Unteroffizier Peter eines Tages wider Willen seine ehrliche Anerkennung zollen muß. Die Gruppe hat den Auftrag erhalten, als Aufklärungstrupp zu handeln. Ausgerechnet Gefreiter Waldowski verstaucht sich, sie sind kaum drei oder vier Kilometer marschiert, den rechten Fuß. Er hätte vor Schmerz laut aufheulen können, beißt aber die Zähne zusammen und stöhnt nur leise in sich hinein. Unteroffizier Peter kniet neben ihm nieder. „Was haben Sie?“ fragt er mit besorgter Stimme und befühlt den Fuß. Nur eine geringfügige Schwellung. „Geben Sie mir Ihre Waffe“, fordert Genosse Peter. Nachdem er die Maschinenpistole geschultert hat, schlingt er den Arm des Gefreiten Waldowski um seinen Hals und stützt ihn bis ans Ziel.

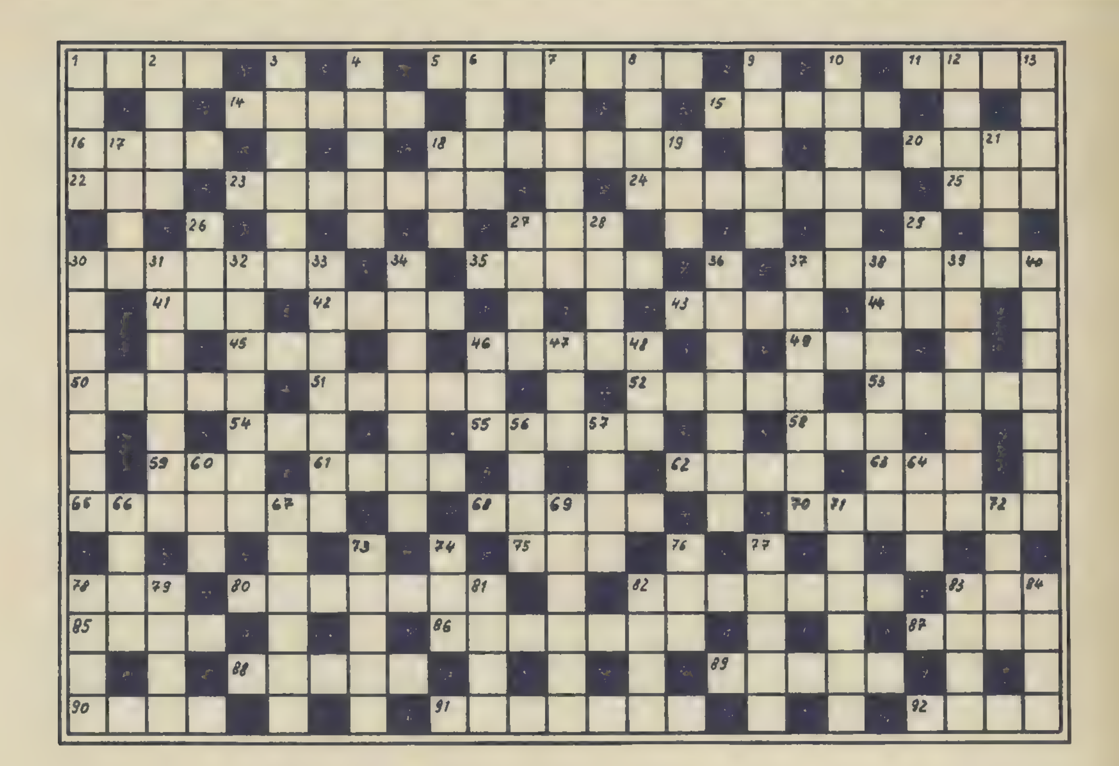
„Das hätte ich nicht von ihm erwartet ...“, meint Gefreiter Waldowski und vergißt für einige Minuten, daß Unteroffizier Peter aus der „Provinz“ und er aus Berlin stammt.

So erringt sich Unteroffizier Peter Schritt für Schritt die Achtung der Soldaten; stets mit Leistungen, nie mit Worten allein. An mehreren Abenden der Woche ist er auf der Stube der Soldaten anzutreffen. Er unterhält sich mit ihnen, erzählt aus seinem Leben, läßt sich aus dem ihren berichten und schlägt auch einen Skat nicht aus. Oft kommt es zu Gesprächen über politische Tagesfragen, und die Soldaten spüren, daß er keine Phrasen drischt. Seine Ausbildung wird von Mal zu Mal interessanter. Daß er bisweilen bis in die Nacht hinein über den Vorschriften sitzt, manches Konspekt zwei- oder gar dreimal schreibt, sich von anderen Unteroffizieren, vom Zugführer und mitunter auch vom Kompaniechef beraten läßt, macht sich bemerkbar. Er legt jetzt Wert auf die Meinung der Soldaten, auf ihre Hinweise und berücksichtigt sie. Den Gefreiten Waldowski belobigt er an Ort und Stelle mit „Dank vor der Front“, als der während der Schutzausbildung sämtliche Normen unterbietet; und dabei wollte der alte Fuchs sich nur an den Genossen der Gruppe rächen, sie mit seinen Kenntnissen und Fertigkeiten ausstechen, weil sie sich Tage zuvor während einer FDJ-Versammlung von seinem undisziplinierten Verhalten distanziert hatten. Es wird schon seit langem nicht mehr vom „Neuen“ oder gar vom „Hüpfer“ gesprochen. „Unser Gruppenführer“ heißt es jetzt, wenn von ihm die Rede ist, und auch Waldowski bedient sich dieser Wendung. Sinnfällig drückt sich der Wandel in den Beziehungen zueinander in einer letzten Episode aus.

Ein sowjetischer Sergeant, Nikolai heißt er mit Vornamen, hat Unteroffizier Peter auf dem Schießstand zu einem Wettstreit herausgefordert. „Schießen?“ fragt er und klopft mit der Hand auf die Hosentasche mit der Munition. „Schießen“, antwortet Unteroffizier Peter kurzentschlossen und macht Nikolai mit seinem Schulrussisch verständlich, daß er ihm den Vortritt lasse.

Die Scheibe steht 200 Meter entfernt. Nikolai legt an, stehend freihändig, drückt ab und trifft. Die Anschlagsart ist vorher nicht ausgemacht worden. Unteroffizier Peter geht für's erste auf Sicherheit; liegend aufgelegt bringt er die Scheibe zu Fall. Danach versucht er sich stehend freihändig und – verfehlt das Ziel, hält die Luft an ... Fünf Meter hinter ihm stehen die Soldaten. Sie fiebern mit ihrem Gruppenführer: Wird er es schaffen? Manche besinnen sich der guten alten Regel, den Daumen zu drücken für den anderen, dem man Erfolg wünscht. Vielleicht hilft es. Kann man wissen? „Blamieren Sie uns nicht!“, ruft einer mit verhaltener Stimme. Es ist Gefreiter Waldowski. Auch sowjetische Soldaten haben sich inzwischen als Zuschauer eingefunden. Sie lächeln. Nikolai ist ihr Scharfschütze. Den übertrifft so schnell keiner. Warum also aufgeregt sein? Der Schuß bricht. Die Genossen der Gruppe Peter stimmen ein „Siegesgeheul“ an. Ihr Gruppenführer ist schon ein Pfundskerl. Er hat die Scheibe weggeputzt, und nun schüttelt ihm Nikolai freundschaftlich die Hand. Ein heißes Gefühl der Sympathie für Unteroffizier Peter steigt in den Soldaten hoch. Es drängt auch sie, ihn zu beglückwünschen.





KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. dän. Atomforscher, 5. Armeesportler des Jahres 1965, 11. Außenwerk einer Festung, 14. Konstrukteur des ersten brauchbaren MG, 15. tschech. Journalist, Meister der sozialen und polit. Reportage, 16. Gewichtseinheit, 18. See in Westungarn, 20. Teil des Infanteriegeschosses, 22. Stadt an der Donau, 23. Dienstgrad in der Volksmarine, 24. Land in Westafrika, 25. Teil des Wagens, 27. sowjet. Schriftsteller („Die Wolokolamsker Chaussee"), 30. Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung, 35. kegelförmig geschnittener Zapfen, 37. Kurzstreckenfahrer ohne Führung (Radsport), 41. griech. Buchstabe, 42. männl. Vorname, 43. Hafendamm, 44. Verneinung, 45. Stadt in Marokko, 46. Eiland, 49. internationaler Hilferuf, 50. Verbindungslinie der beiden Pole eines Magneten, 51. Salzsee im Gebiet Wolgograd, 52. Maßeinheit im Edelsteinhandel, 53. oberital. Fluß, 54. Teil des Fußballfeldes, 55. Nebenfluß des Bugs, 58. Zeitmesser, 59. Waffenfarbe, 61. Maßeinheit der elektr. Spannung, 62. europ. Hauptstadt, 63. Abschiedsgruß, 65. Luntenschloßgewehr, 68. Form mit vertieft eingeprägten Buchstaben, 70. Musikinstrument, 75. engl. Insel, 78. Spezialgeschütz, 80. Waffenlager, 82. Fluß in Afrika, 83. griech. Buchstabe, 85. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 86. Uranbrenner, 87. Bezirk der DDR, 88. Fluß in Frankreich, 89. Planet, 90. Teil des Schiffes, 91. Vaterlandsfreund, 92. Fluß zur Nordsee.

Senkrecht: 1. Hauptstadt der Aserbaidshan. SSR, 2. Kopfschutz, 3. reaktives Geschoß, 4. Getreideart, 6. Nebenfluß der Donau, 7. Verteidigungsanlage, 8. Edelgas, 9. Raubkatze, 10. preuß. Major, versuchte 1809 das Volk zum Befreiungskampf gegen Napoleon mitzureißen, 12. Fluß zur Ostsee, 17. Fluß im Harz, 18. poln. General und Freiheitskämpfer (1794–1850), 19. Strom in Afrika, 21. Vogel, 26. Teil des Baumes, 27. Stadt am Rhein, 28. Teil des Schlittens, 29. rumän. Währungseinheit (Mz.), 30. Wüste in der Turkmen. SSR, 31. deutsche Schriftstellerin („Das siebte Kreuz"), 32. Teil der Haubitze, 33. Zurückhaltung, 34. Handfeuerwaffe, 36. deutscher Dichter der Befreiungskriege, 37. militär. Verteidigungsanlage, 38. Anzeige, 39. deutscher Komponist, 40. Schachausdruck, 46. Nebenfluß der Donau, 47. engl. Anrede, 48. Fahrzeug (Kurzbez.), 56. frz. Opernkomponist („Wenn ich König wär"), 57. nord. Hirschart, 60. Nebenfluß der Wolga, 64. arab. Segelschiff, 66. Stadt in der Ukrain. SSR, 67. Sportart, 69. Spezialschiff, 71. ungar. Omnibus, 72. Teil des Geschützes, 73. frz. utop. Schriftsteller, 74. Ausschank, 76. von F. L. Jahn eingeführte Form des Wurfspeers, 77. Hieb- und Stichwaffe, 78. Scheibe beim Eishockeyspiel, 79. Gelenk, 81. Strom in Sibirien, 82. Einzelvortrag, 83. Erfinder des Telefons, 84. fruchtbarer Wüstenstrich.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben: al – berg – big – cas – ce – cho – dan – den – der – des – dres – e – ein – ga – in – in – kes – lie – lot – me – na – ni – o – on – pa – pi – re – sa – sels – si – si – so – so – spi – stan – stein – steur – struk – su – tät – ter – ter – ti – ti – u – ve – ver – zün sind 16 Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die ersten und dritten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, eine Auszeichnung in der Seekriegsflotte der VR Polen.

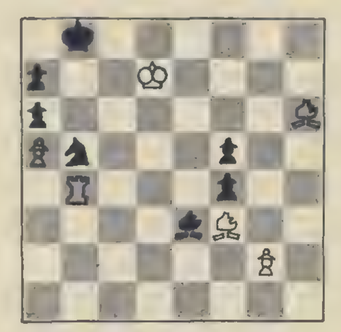
1. Gasbehälter, 2. Widerstandsbewegung in Frankreich während der faschist. Okkupation, 3. Gesamtheit der Wissenschaften, 4. franz. Naturforscher (1822–1895), 5. span. Maler (Weltfriedenspreis 1950), 6. Gerät zur Bestimmung der Wassertiefe, 7. Bezirkshauptstadt der DDR, 8. hervorrag. deutscher Physiker (1879–1955), 9. Land in Afrika, 10. Laufschuhe, 11. Hafenstadt der



BUCHSTABENSTREICHEN

Glas – Weiche – Seide – Falle – Este – Waise – Samen – Schenke – Kante – Blitze – Träne – Gast. Bei jedem Wort sind zwei Buchstaben zu streichen. Die restlichen Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, einen Ausspruch von J. G. Fichte.

SCHACHAUFGABE



Matt in vier Zügen.

▲

RÄTSELSCHNECKE

Aus den Buchstaben a – a – a – a – b – b – e – e – e – e – e – e – e – e – g – i – k – k – k – l – l – l – l – n – n – n – n – o – p – p – r – r – r – s – t – t – t – t – t sind Wörter folgender Bedeutung zu bilden.

Von außen nach innen: Kinderspielzeug – Sowjetbürger – Flachland – erzählende Versdichtung – Milchgefäß – Vorgebirge – Weinstock – Schnur, Strick – eingedickter Fruchtsaft – Augenkrankheit – Stadt an der Elbe – Jurist – Meeresvogel – Farbe.

Von innen nach außen: Einfahrt – weiblicher Vorname – Gewichtseinheit – Edelsteingewicht – innerer Strang bei Kabeln – Mensch mit hohen geistigen Fähigkeiten – Körperorgan – Postsache – Titelgestalt bei Goethe – Fluß in Mecklenburg – Gartenfläche – Dramengestalt bei Schiller – Ferment im Kälbermagen.

UdSSR am Schwarzen Meer, 12. Teil der Granate, 13. Dienstanweisung, 14. Wohl zwischen zwei einander ausschließenden Möglichkeiten, 15. deutscher Chemiker (1803–1873), 16. höchste Erhebung des nordwestl. Thüringer Waldes.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 9/1965

KREUZWORTRÄTSEL ZUM SELBSTBAU. Waagerecht: Arndt — Roman — Ostrowski — Tatar — Nagel — Fuernberg — Inch — Tete — Alibi — Nandu — Akku — Sud — Reep — Plan — Berg — Maat — Isere — Elsa — Müll — Kern — Ossa — Vah — Jahr — Nante — Abebe — Iwan — Wein — Sudermann — Rotte — Erato Tschechow — Ringe — Andre.

Senkrecht: Altai — Notec — Torf — Atze — Bonn — Oste — Ring — Magie — Nelke — Unita — Reis — Band — Runge — Nekrassow — Hauptmann — Turgenjew — Tienschui — Ulema — Nil — Bek — Lenau — Egeln — Vene — Halm — Ihrer — Anton — Ewald — Niobe — Sete — Dach — Raem — Acht — Newa.

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Rasmussen, 7. Unterhaus, 11. Alpen, 12. Parlament, 16. Infektion, 21. Olga, 22. Aal, 24. Ata, 25. Leer, 26. Peter, 27. Ahle, 28. Maat, 30. Flame, 31. Akut, 32. Bali, 33. Elm, 35. Wanne, 38. Rue, 40. Aare, 41. Inka, 43. Singen, 44. Samos, 45. Darius, 46. Astl, 48. Elbe, 50. Hus, 52. Renan, 55. Ohr, 57. Igel, 59. Lear, 60. Norge, 62. Nike, 64. Eger, 66. Gleis, 68. Sana, 70. Dan, 71. San, 72. Ries, 73. Operation, 76. Mariehamn, 78. Odium, 79. Sudermann, 80. Armstrong.

Senkrecht: 2. Ara, 3. Mille, 4. Sima, 5. Natal, 6. SPW, 7. Unita, 8. Egel, 9. Hotel, 10. UNO, 12. Popentschenko, 13. Rotte, 14. Agram, 15. Naht, 17. Naab, 18. Kefir, 10. Erade, 20. Niedersachsen, 23. Leda, 24. Amin, 27. Aula, 29. Tank, 34. Logau, 35. Wesir, 36. Neman, 37. Elsen, 39. Unruh, 40. Ana, 42. Ade, 47. Sten, 49. Bär, 50. Hirse, 51. Slena, 53. Elen, 54. Ares, 55. Orgie, 56. Riesa, 58. Lido, 59. Lena, 61. Garbe, 63. Kanon, 65. Gamma, 67. Lehar, 69. Atom, 72. Rips, 74. Pau, 75. Mig, 77. Mon.

RECHNEN UND RATEN

198	—	30	=	168
:		—		—
33	+	9	=	42
6	×	21	=	126

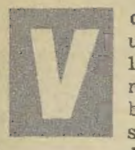
SCHACH. Novejarque (mit wSf1!). 1. Da5! droht Matt durch 2. Sf3+ L:f3 3. Dh5. Schwarz hat dagegen die leicht zu übersehende Parade 1. ... Lf3!! (der L bahnt durch sein Opfer der sD den Weg zum Schach auf f3), die von Weiß nach 2. Dd8! D:D als Hinlenkung genutzt wird; 3. S:f3 matt. 1. ... Kg5 2. T:f5+.



Giorgione (1478–1510): „Schlummernde Venus“

DDR UNSER VATERLAND

Walter Womacka (geb. 1925): „Dorfstraße in Lottin“



or knapp einem Jahr, genau gesagt, unter dem Poststempel des 19. 12. 1964, brachte die Post ein Päckchen nach Leipzig, das große Freude und berechtigten Stolz erweckte. Die Anschrift lautete: „VEB E. A Seemann, Jakobstr. 6, Ostdeutschland"; der Absender war: „Place de Fontenay, Paris-7e, UNESCO".; der Inhalt bestand in einem dickbändigen Katalog, der Reproduktionen von Werken der Malerei aus aller Welt verzeichnete – vom Beginn des Mittelalters bis 1860.

Die UNESCO, die Kultur- und Erziehungsorganisation der Vereinten Nationen, gibt diesen Katalog der besten farbigen Reproduktionen regelmäßig heraus. Die Experten, die über die Aufnahme dieses oder jenes Druckes befinden, lassen sich von drei Kriterien leiten: Der Originaltreue der Reproduktion, der Bedeutung des Künstlers und der Wichtigkeit des jeweiligen Originals in seinem Schaffen. Der Dresdner Verlag der Kunst schickt seine Reproduktionen seit Jahren der UNESCO, und er wurde bereits mehr als 100mal in diesem Katalog der weltbesten Reproduktionen genannt. Der VEB E. A. Seemann aber beteiligte sich zum ersten Mal an diesem – man kann es getrost so nennen – Wettbewerb, und unter zwölf der aufgeführten Reproduktionen stand: „VEB E. A. Seemann, Leipzig, Ostdeutschland". Es waren Farbdrucke nach Gemälden von Raffael und Holbein, Watteau und Franz Hals, und unter den zwölf ausgezeichneten Drucken befand sich auch die „Schlummernde Venus" des Giorgione.

Das erfreuliche Päckchen aus Paris war nicht die erste internationale Anerkennung des Seemann-Verlages. Immerhin gehen 50 Prozent seiner Kunstdrucke ins Ausland, ins sozialistische wie ins kapitalistische. Zu den bekanntesten Galerien der Welt bestehen enge Kontakte. So wurden in der Eremitage in Leningrad, dem Louvre in Paris, der National Gallery in London, dem Reichsmuseum in Amsterdam Farbaufnahmen bedeutender Gemälde gemacht. Zeitlich reicht das Produktionsprogramm des Verlages vom 14. Jahrhundert, den Meistern von Köln, bis zur Gegenwart, zu Stengel und Womacka.

Die Geschichte des Seemann-Verlages reicht mehr als 100 Jahre zurück. 1861 eröffnete Ernst Arthur Seemann in Leipzig einen Kunstbuch-Verlag. Im Jahre 1900 erschien der erste Farbdruck. Die Erfindung des Dreifarbdrucks schuf die Voraussetzung zu dem vielleicht wichtigsten Zweig der Produktion. Jetzt konnten die bedeutendsten Werke der Malerei originalnah an einen Kreis von Menschen herangetragen werden, der weit über die Gruppe der Fachleute hinausging. Diese humanistische Tradition verficht der Volkseigene Seemann-Verlag heute nicht nur mit „Wandschmuck", sondern auch mit Künstlermappen, Kleinkunstblättern, Postkarten und Kunstbüchern. Und er setzt diese Traditionen umfangreicher und konsequenter fort!

Im Vorwort zu einem Katalog der Seemannschen Reproduktionen vom Anfang der Dreißiger Jahre steht zu lesen: „Es gibt wohl auch keinen Maler, der in der Kunstgeschichte Rang und Namen hat, den man in dieser Sammlung nicht findet." Man wird aber trotzdem vergebens zum Beispiel nach den bedeutenden Russen Fedotow und Iwanow suchen, die der UNESCO-Katalog heute durchaus aufführt, und auch vom vielleicht bedeutendsten russischen Maler, Repin, findet man darin keine Spur. Der Verlag schloß sich einst offenbar von der üblichen Geringschätzung der russischen Malerei nicht aus. Aber es waren dennoch 3000 Reproduktionen von Gemälden aus aller Welt, die bei Seemann erschienen. Die einstigen Lücken aber schließt heute der volkseigene Seemann-Verlag. Von Repin erschien eine Künstlermappe, und es werden 10 Kunstblätter des großen Russen angeboten.

Das erwähnte Vorwort behauptet auch: „Das Streben des Verlagsprogramms war aber nicht auf das Gefällige gerichtet, sondern verfolgte ein weitgehendes Ziel, auch wenn seine Erreichung von großen Opfern und Aufwendungen bedingt war." Wenn man nicht nur diesem Streben, sondern auch der vollen Wahrheit die Ehre gibt, heißt es ganz offen auszusprechen, daß auch der Seemann-Verlag früher nicht über den Schatten, das heißt den kapitalistischen Kunstbetrieb springen konnte. Er nahm eben auch das „Gefällige" in die Produktion auf, oder um es nüchterner auszudrücken: das Kitschige! Ob den wirklich kunstbesessenen Verlagsmitarbeitern wohl war, als sie beispielsweise „Das rote Herz" des Richard Müller in die Welt schickten? Da schaukelt leicht eine leichte Dame in einer Hängematte über einen leicht bewegten See, und ein Tier von der Größe eines Maulwurfs und der Form eines Sauriers reicht ihr an einem Bändchen ein rotes Herz hinauf. Wenn der Verlag auch heute Bilder reproduziert, die gefallen, beispielsweise auch Gemälde, die den nackten Menschen und die Liebe zum Thema haben, dann fällt er eben niemals ins Kitschige. Angefangen bei der „ruhenden Venus" des Giorgione bis zu Womackas „Junge und Mädchen am Strand" – über Druck oder Nichtdruck entscheiden in jedem Falle die Kriterien der Kunst!

Heinrich Heine schrieb einst: „Gesegnet sei der Kolonialwarenhändler, der einst aus meinen Gedichten Tüten drehen wird, um Kaffee oder Tabak für die armen guten alten Weiber hineinzuschütten, die sich vielleicht in unserer jetzigen Welt der Ungerechtigkeit eine solche Annehmlichkeit hätten versagen müssen." Er begrüßte die soziale Revolution, aber er glaubte, das einfache Volk sei ein Feind der Poesie und der bildenden Kunst.

Aber er irrte. Seine Gedichte wie auch die Bilder seiner Malerkollegen fanden ihre eigentlichen Leser und Beschauer erst nach der siegreichen Revolution; denn diese trug sie in alle Häuser – nicht als Tüten, sondern als Lektüre und Wandschmuck. *—th*



HEFT 10
OKTOBER 1965
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1018 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiří Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Major László Serfözö, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1018 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28—31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Druck: VEB Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 16. August 1965

Fotos: Gebauer (30) Titel, S. 12, 13, 14, 15, 16, 24, 30, 31, 32, 33, 54, 56, 57, 60, 61, 89; Militärbilddienst (4) S. 3, 55, 57, 79; Opitz (1) S. 8; Walzel (1) S. 12; Archiv (4) S. 21, 53, 78, 79; Novotný (6) S. 38, 39, 40, 41; Barkowsky (6) S. 47, 48, 49; Progress (1) S. 50; Weiß (1) S. 52; Demme (1) S. 53; Stege (1) S. 65; Lehmann (4) S. 68, 69, 70; Iwan (4) S. 82, 83, 84.

TITELBILD: TS-Boot auf Übungsfahrt

Daisy Granados, die junge kubanische Schauspielerin, kam zur kubanischen Filmwoche nach Berlin, um sich auch bei uns als Hauptdarstellerin des Streifens „Die Entscheidung" vorzustellen. Die Handlung führt uns in die Zeit vor dem Sieg der Revolution. In der Turbulenz des südamerikanischen Karnevals entbrennt für einige Stunden eine Liebe, die im Schatten der Rassenvorurteile zerbrechen mußte.

Es war Daisys erster Film, und wie sie selbst sagt, fehlte ihr trotz guter Anleitung noch viel Erfahrung.

Daisy arbeitete vorerst als Verkäuferin und Telefonistin in einem Warenhaus. Die Abende gehörten teilweise dem Dienst bei der Miliz, wo sie nach langsam überwundener Angst bald ein Springfield-Gewehr und eine Mauserpistole perfekt zu bedienen lernte, und zum anderen einer



STAR-Palette

Daisy Granados

Laienspielgruppe, in der sie nach Herzenslust Theater spielen konnte. Regisseur José Massip, der für seinen Film „Die Entscheidung" jungen Nachwuchs suchte, entdeckte dort die für Tanz und Schauspiel gleich begabte Laienspielerin und gab ihr eine Hauptrolle.

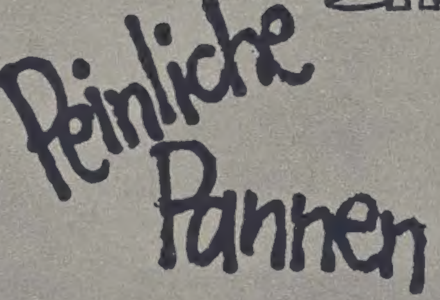
Nach Beendigung der Dreharbeiten beantragte Daisy ein Studium an der Schule für dramatische Kunst in Santiago. Sie bestand das Aufnahme-Examen und hat jetzt das zweite Studienjahr beendet. Inzwischen ist auch ihr zweiter Film, „Guantanamo", der Leben und Schicksal des von den Amerikanern widerrechtlich besetzten Militärstützpunktes behandelt, beendet worden, und Daisy weilt erneut in der DDR für Aufnahmen zu dem DEFA-Film „Wenn du groß bist, lieber Adam".

Wenn Daisy Granados ihre Ausbildung beendet hat, hofft sie nicht nur auf neue schöne Rollen, wovon Shakespeares Julia ihr Zukunftswunsch ist, sie wird auch weiter ihren Dienst bei der Miliz leisten. Mit einem guten Rat für junge Soldaten – nämlich, daß man die besten Schießergebnisse erzielt, wenn man dabei nicht an Frauen denkt – verabschiedet sie sich. Bei so einer Ratgeberin allerdings dürfte das nicht allzu leichtfallen!

Helga Heine



„. . . Er sagte mir, ich wäre kein Gewichtheber!“



erlebte Uffz. der Reserve Wilfried Meder





